Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 17 — Gotha, 9. September 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Töricht oder böse? [Sp. 833] — Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas 2. Quellen und Autoritäten [Sp. 834] — Paradies und Sünde [Sp. 842] — Anthroposophische Gedanken über Weltsünde und Welterlösung [Sp. 847] — Amerikanische Reiseeindrücke. 10. Symbole und Ideale [Sp. 853] — Die Kirchenwahlen in Baden [Sp. 856] — Der Mißerfolg der Strafrechtspflege [Sp. 858] — Orden in der evangelischen Kirche? [Sp. 860] — Seltsames aus Kurhessen [Sp. 862] — Georg Liebster zum Gedächtnis [Sp. 863] — Die neunzehnte Weltkonferenz des CVJM in Helsingfors [Sp. 864] — Zum christlichen Sonntag [Sp. 866] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 867] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp 871] — Bücher und Schriften: Das Matthäusevangelium in Holzschnitten (Greiner); Das Christentum in unserer Kultur (Lüttge); Franziskus und Dominikus (v. d. Steinen); Bernhard von Clairvaux (v. d. Steinen); Das Leben der heiligen Elisabeth (v. Strauß und Torney); Schriften zu Renaissance, Reformation und Gegenreformation (Gothein); Fabrikpflege (Wunderlich); A co-operative Technique for Conflict [Sp. 873] — Wöchentliche Chronik [Sp. 876] — Verschiedenes: Zur Bischofsfrage; Kleine Mitteilungen [Sp. 878] — Versammlungskalender — Anzeigen

Töricht oder böse?

Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.
1. Moses 8, 21. 6. 5

Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Luk. 23, 34

Indem ich die Feder ansetze, diese Betrachtung niederzuschreiben, suche ich noch immer nach einer Überschrift. Ich möchte die Frage aufwerfen: Sind die Leute mehr dumm oder schlecht? Aber das Wörtlein „dumm" hat fast sein Recht innerhalb der gesetzten Schriftsprache fast verloren. Auch heftet ihm etwas Spöttisch-Geringschätziges an, woran mir gar nichts liegt, denn die Sache ist furchtbar ernst. „Borniert" würde den Sinn vortrefflich wiedergeben, wenn wir das Wort so empfänden wie die Franzosen: begrenzt; aber wir haben auch ihm den Beiklang des Beschimpfenden verliehen. „Unwissend" ist zu mild, zu sehr der bloßen Verstandessphäre angehörig. Bleibt „töricht" zur Verfügung. Kurz soll die Überschrift auch sein. Warum nicht „Toren oder Teufel"? „Narren oder Teufel"? was von beiden sind die Menschen? was von beiden sind sie mehr? Aber diese Formulierung wäre zu kraß, zu sensationell. Und es handelt sich um etwas ganz Einfaches, Alltägliches. Um eine reine Erfahrungsfrage. Also: „Töricht oder böse?"

Jüngst erwog ein Mitarbeiter: „Sind wir zu dumm oder zu schlecht? Wohl beides, aber ich glaube, mehr schlecht als dumm." In voriger Nummer klang zweimal die Klage durch: „Werden die Menschen (die Masse) vom Guten und der Wahrheit erfaßt? Ergeben sie sich diesen Mächten? Siegt Inneres über Äußeres? Kann Heiliges sich durchsetzen ohne irdisch-unheilige Zutat?" Die Tatsache, daß die Durchschnittsmenschen höchsten Ansprüchen gegenüber versagen, scheint festzustehn. Rein empirisch; Jeder kann das erfahren. Rein historisch: man braucht nur die Geschichte zu durchfliegen. Es bedarf zu dieser Erkenntnis keine Offenbarung. In Frage bleibt nur, ob aus Torheit oder aus Bosheit, ob aus beiden und dann aus welcher Eigenschaft heraus mehr — die Menschen so sind.

Daß man sich über diese Frage klar wird, scheint wichtig genug, so für die Selbstbeurteilung wie für die Einstellung auf die Leute rings um uns her.

Es handelt sich also nicht um unsern Wert oder Unwert vor Gott. Es handelt sich nicht um die Sünde. „Sünde" ist ein heiliges Wort. Das gehört in die religiöse Sphäre. Es handelt sich um Moral, um Gesinnung, Charakter, Leistungsfähigkeit, Seelenbeschaffenheit.

Wer will ein letztes Urteil abgeben? Zumal es sich um eine Mehrheit handelt. Mit welchem Recht nimmt man die Minderheit aus? Wenn man die Menschheit als Ganzes beurteilen will, muß man die bessere Minderheit in ihr drin lassen. Aber zugestanden, daß es sich nur um die minderwertige Mehrheit handle — wie schwer, auf die Frage zu antworten: Töricht oder böse? Dumm oder schlecht? Die Antwort wird fast immer aus einer augenblicklichen Wahrnehmung, Erfahrung, Stimmung heraus erfolgen, vielleicht aus persönlicher oder wissenschaftlicher Voreingenommenheit heraus.

Sind die Menschen so unglaublich töricht aus Bosheit? Oder aus Torheit so böse? Quälend genug fällt uns doch diese Alternative oft auf die Seele.

Sokrates wollte die Menschen durch besseres Wissen bessern. Jesus verlangt eine innere Umwandlung. Tatsache ist, daß oft der Mangel an Wissen, Kennen, Verstehen es ist, der die Menschen zu einem Verhalten bringt, das wir nicht „gut" heißen können. Und Tatsache ist, daß wir oft den Eindruck haben: Es fehlt hier nicht am Verstande, sondern im Herzen, im Gewissen.

Wie aber, wenn wir uns heute vorläufig auf folgenden Vorschlag einigen könnten. Als Christen.

Was wir selber an uns nicht recht finden, eigne Schuld und Fehle, könnten wir schwer nehmen. Uns nicht mit Unwissenheit und Unverstand entschuldigen. Zumal ja in dem Augenblick, wo wir jenes Urteil „Das ist nicht recht" über uns fällen, der Verstand dafür da ist. So hätte hier das Gewissen das Wort.

Wenn wir aber den Nächsten auf seinen Untugenden betreffen, dann könnten wir bei ihm lieber Torheit als Bosheit voraussetzen? Und es bliebe dann nur die Frage, wieweit wir damit kommen? Ob wir doch gelegentlich von dieser Maxime abgehen müßten und sagen: Das ist ja ein ganz gemeiner, schlechter, böser Mensch. — Oder ob unser Wille, zu entschuldigen, den Unverstand in dem bösen Verhalten anzuschauen und darum dem Menschen zu vergeben (ja kann man auch Bosheit vergeben? ist das möglich? hat das Sinn?) — ins Unendliche gehn soll?

Jedenfalls, da unser Herr Christus sogar vom Kreuze herab seine Feinde der Vergebung Gottes empfahl, weil sie in Unwissenheit handelten — ist er nicht darin sehr weit gegangen? R

Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas

II. Die Quellen und Autoritäten für die Verkündigung, die Theologie und das Dogma

Bevor man sich anschickt, die Lehrbildung der Kirche auf dem Grunde der Verkündigung darzustellen, ist es notwendig, die Quellen und Autoritäten kennen zu lernen, die ihre Voraussetzung bilden. Dabei wird sofort deutlich, daß eben die Quellen die Autoritäten waren und umgekehrt, und daß die Kirche ihrer Lehrbildung deshalb von Anfang an Unfehlbarkeit beigelegt hat, weil sie auf unfehlbaren Autoritäten zu fußen sich bewußt war.

Autoritäten — es gab in der Tat mehrere und nicht nur eine; nur letztlich war es eine einzige, weil sie alle auf die direkte Offenbarung Gottes zurückgingen: der Geist, der Herr, die Zwölfapostel samt den Aposteln, Propheten und Lehrern und das Alte Testament; aber das schloß nicht aus, daß sie doch in Spannung zueinander treten konnten, ja daß jede einzelne von ihnen in sich nicht eindeutig war und Zweifeln Raum ließ. Sohm, der in seinem „Kirchenrecht" Alles auf den „Geist" gestellt hat, hat den Tatbestand nicht gebührend berücksichtigt. Er hat die anderen Autoritäten und die Amphibolien des „Geistes" übersehen. Niemals ist im griechisch-römischen Altertum eine Religionsgemeinschaft aufgetreten, die sich von einer solchen Fülle, Vielfältigkeit und Kraft des Göttlichen, also des Absoluten, getragen wußte als diese Kirche. Diese Autoritäten haben wir näher zu betrachten.

1. Der Geist[1])

Der Geist — dem, um was es sich hier für das Bewußtsein der Kirche gehandelt hat, wird man nicht gerecht, wenn man dieses und jenes Einzelne in seiner Wirksamkeit hervorhebt, vielmehr nur durch die Voranstellung des Satzes: Die kirchliche Gemeinschaft ist in allen ihren Lebensbewegungen und Erfahrungen die Trägerin, die Stätte und das Organ des Geistes: Wo Zwei oder Drei versammelt sind, da ist Er da, ja wo Einer ist, ist er nicht ohne Ihn; jedes erbauliche Wort stammt von Ihm, jede Rede spricht Er, jede brüderliche Ermahnung ist Sein Werk; jeden stärkenden Brief hat Er geschrieben, jeden wertvollen Beschluß hat Er herbeigeführt; Zeichen und Wunder, Heilungen, Totenerweckungen und Dämonenbeschwörungen, wirkt Er fort und fort, und allen fünf Sinnen tut Er sich kund: das Auge sieht Ihn, das Ohr hört Ihn, und der Wohlgeruch des ewigen Lebens strömt von Ihm aus. Dieser Geist erweckt fort und fort Geistträger und schafft für den Bau der Kirche eigentümliche Berufe und Berufsorgane. Wie lebendig diese Vorstellungen gewesen sind, kann man an den Schriften eines Christen jener Zeit studieren, der sich durch natürliche Gaben und weltliche Kenntnisse oder durch religiösen Tiefsinn keineswegs ausgezeichnet hat, des Hermas in Rom, der das Buch „Der Hirte" geschrieben hat. Sich selbst und die Gemeinde betrachtet er durchweg als unter der unmittelbaren Leitung des Geistes stehend, wenn dieser sich auch verschiedener Engel zur Ausführung seines Willens bedient. Folgerecht ist jede Verfehlung „eine Betrübnis des Geistes", und Hermas kennt nichts Schlimmeres. Sich selbst, die Gemeinde, das Leben und den „Geist" so in einer Einheit zu wissen, wie groß ist das, und wie hoch steht das Leben, das ganz und gar erfüllt ist von der Unmittelbarkeit dieses Tatbestandes! Aber wer kann andererseits darüber im Zweifel sein, daß dieses Bewußtsein stets auf der Höhe und rein zu erhalten und den heiligen Geist nicht mit minderen Geistern zu verwechseln eine unvollziehbare Aufgabe war? Das Eindringen von Subjektivitäten aller Art, Phantasien und Illusionen mußte zu einer unvermeidlichen Gefahr selbst für Solche werden, die die Wiedergeburt erlebt hatten und reines Herzens waren. Wenn also allein der „Geist" Quelle und Autorität gewesen und geblieben wäre, wäre die Kirche vor geistlicher Verwilderung nicht geschützt gewesen; allein andere Autoritäten kontrollierten ihn.

2. Der Herr

Der Herr — der Geist war der Geist des Herrn, der gegenwärtige Geist Jesu Christi, darüber herrschte kein Zweifel, aber daneben war in gleicher Weise eine Erinnerung lebendig und wirksam, die Erinnerung an das, was der Herr bei seinen Lebzeiten auf Erden getan und gelehrt hatte. Sie bildete ein großes köstliches Vermächtnis, einen Schatz, aus dem die Gemeinde lebte. Dieser Schatz, das Evangelium, war selbstverständlich eine absolute Autorität, und zwar in seiner doppelten Gestalt als das Evangelium vom Reich, wie es Jesus verkündigt hatte mit der ganzen Zukunftshoffnung und dem neuen Gebot für die Lebensführung, und als das Evangelium von Ihm selbst, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Heiland. Es gehört zu den wichtigsten Entwicklungen der ältesten Zeit, daß sich das zweite Evangelium aus innerer Notwendigkeit in kürzester Zeit neben das erste gestellt hat und daß man einen Unterschied zwischen den beiden nicht mehr sah oder vielmehr, daß sich das zweite dem ersten überordnete. Auffallend und doch nicht auffallend — denn in welcher großen Entwicklung, die sich aus einem Personenleben entbunden hat, ist nicht eben die Persönlichkeit, zumal wenn sie ihre Sache durch den Tod besiegelt hat, wichtiger und entscheidender geworden als alles, was sie gesprochen und angeordnet hat?

„Der Herr" war durch das, was er gesprochen und getan hat und was er gewesen ist, von Anfang an für die Kirche absolute Autorität. Mit einem Herrnwort entschied man jeden Streit und löste jedes Problem, und aus dem Hinweis auf sein Tun und Erleben ergab sich nicht nur die Pflicht und Art der Nachfolge, sondern auch die Erkenntnis von dem Inhalt und der Größe des Heilsbesitzes. Er bestand in der Sündenvergebung und der Gewißheit des ewigen Lebens — das Andere alles war darin beschlossen —, aber auch in der Erfahrung der Gottesliebe durch ihn — alles Andere war darin beschlossen. Mit diesem Erbe mußte der „Geist" in Einklang gesetzt werden; es kontrollierte ihn. Aber in diesem Erbe steckte auch so Gewaltiges, daß man im Gefühle des eigenen Unvermögens bald Einiges bei Seite lassen mußte, Anderes abschwächte. Zum Auswählen sah man sich genötigt und zu Kompromissen.

Als sich dann die lebendige Verkündigung vom Herrn in Evangelienbüchern niederschlug, waren zunächst nicht diese Bücher als solche die Autoritäten, sondern immer noch ausschließlich „der Herr", den sie bezeugten. Aber es dauerte nicht lange, da hob man ein einzelnes solches Buch hervor oder stellte mehrere Evangelienbücher zusammen, schied andere aus und übertrug — die Übertragung war eine nahezu unmerkliche — die Autorität auf die Bücher selbst, denen man apostolischen Charakter beilegte. Sie strahlten nun in einer doppelten Autorität: Noch immer war es „der Herr" und nur Er, der in ihnen lebte und sprach; aber sie besaßen zugleich eine absolute dokumentarische Gewißheit an dem Zeugnisse der Apostel und besaßen sie trotz der unvermeidlichen Trübung, die jede Überlieferung und jeder schriftliche Niederschlag aufweist.

Damit sind wir zur dritten Autorität übergegangen, ja haben bereits vorgegriffen. Sie ist kompliziert, und es ist nicht leicht, in Kürze über sie zu berichten.

3. Die Zwölfapostel samt den Aposteln, Propheten und Lehrern

So deutlich einige Hauptpunkte in der Geschichte und der Geltung der Urapostel in der Kirche sind, so unmöglich ist es, hier ein vollständiges Bild zu gewinnen, weil unsere Quellen nicht ausreichen. Als geschichtlich gesichert darf gelten — obwohl auch das beanstandet wird — daß Jesus selbst sich mit einem engeren Jüngerkreis umgeben hat, und zwar in der bedeutungsvollen Einschränkung auf Zwölf, daß er sie schon bei seinen Lebzeiten als Missionare (Apostel) in Palästina ausgesandt, und daß er ihnen verheißen hat, daß sie auf Stühlen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten, d. h. das Weltgericht mit ihm halten werden. Von ihnen hat er gesagt: „Wer Euch höret, höret mich", und sie hatte er — so lautet die evan-

[1]) Hier ist das ausgezeichnete Werk von Weinel zu vergleichen: „Die Wirkungen des Geistes und der Geister" usw., 1899.

gelische Überlieferung — in feierlicher Weise mit seinem Geiste ausgerüstet, um die Sünden zu vergeben oder zu behalten. Daß sie sich in ihrer Zwölfzahl unter dem Prinzipat des Petrus als das Kollegium der berufenen Zeugen und als Ausführer des Werks Jesu wußten, wird durch Tatsachen bewiesen. Sie haben sich durch die Koptierung des Mathias ergänzt, die Kirche von Jerusalem geleitet und diese Kirche — das wird man behaupten dürfen — als die führende und kontrollierende Muttergemeinde der Christenheit den anderen Gemeinden übergeordnet.

Nun aber reißt für uns der Faden zusammenhängender geschichtlicher Erkenntnis ab. Ob und wann die Apostel sämtlich in die Mission gegangen sind, warum und wann Jakobus, der Bruder des Herrn, an die Spitze getreten ist, wie Petrus und das Kollegium der Zwölfe sich zu ihm verhalten haben, ob die Spannung zwischen den christlichen Juden und Hellenisten die Stellung der Zwölfapostel verändert hat, wie Paulus seinen universalen und eindeutigen Kirchenbegriff mit seiner fortdauernden besonderen Schätzung der Kirche von Jerusalem und der Autorität der Zwölfe zu vermitteln vermochte [2]), und ein halbes Dutzend anderer Kapitalfragen, die sich hier aufdrängen, müssen unbeantwortet bleiben. Sicher ist nur, daß von dem Zeitpunkt an, von welchem eine zusammenhängende Kunde des Heidenchristentums für uns beginnt (Ende des ersten Jahrhunderts, Korintherbrief des römischen Clemens), die lebendige Autorität der Kirche von Jerusalem, wenn sie hier je bestanden hat, nicht mehr besteht oder nur als historische Reminiszenz, die Autorität der Zwölfe dagegen anerkannt bleibt, und zwar in der denkbar umfassendsten und zugleich bedenklichsten Weise; denn in steigendem Maße wird wahllos Alles auf „die Apostel", d. h. die Zwölfe, zurückgeführt, was an Lehren und Einrichtungen für uralt galt oder als uralt empfohlen werden sollte. Damit beginnt schon der ebengenannte Klemensbrief, und das steigerte sich bald bis zur Abfassung von Katechismen, Lehrordnungen und Konstitutionen unter dem Namen der Zwölfe. Ob aber auch nur *einer* dieser Berufungen — von den Schriften zu schweigen — eine wirklich geschichtliche Kunde zu Grunde liegt, bleibt zweifelhaft, da wir seit der Mitte des ersten Jahrhunderts von Gesamtaktionen der Zwölfe so gut wie nichts, und von tatsächlichen Beziehungen zu der Heidenkirche gar nichts wissen. Woher dann aber die hohe Autorität der Urapostel *als Zeugen-Kollegium* in der Heidenkirche, die sie neben den Herrn selbst stellt? Man ist zur Beantwortung dieser Frage auf Vermutungen angewiesen; denn der Hinweis auf die Wirksamkeit des Petrus im Reich und auf die des Johannes, selbst wenn sie sicher wäre, reicht nicht aus — um die Instanz „der Zwölf" handelt es sich. Ich vermute, daß, paradox genug, Paulus zur Einbürgerung dieser Instanz in der Heidenkirche sehr viel beigetragen hat, daß aber die evangelische Geschichte, in welcher die Zwölfe eine so große Rolle gespielt haben, bzw. die Evangelienbücher, die man las, hier der wirksamste Faktor gewesen ist: die Autorität der Zwölfe in der Heidenkirche, die sich bald als ein so bequemes Mittel erwies, um Neuem, das man brauchte, eine fiktive geschichtliche Grundlage zu geben, war bereits ganz wesentlich *literarisch* bedingt. Daß man sich in dem so frühe heraufziehenden großen Kampf mit dem Gnostizismus und Marcion für gewisse Grundlehren auf „die Apostel" im Sinne der ältesten Überlieferung berief, war verständlich und auch geschichtlich zu rechtfertigen; aber wenn man solche Berufungen als *dokumentarische* faßte und sie zugleich beliebig auf spezielle dogmatische, organisatorische und kultische Einzelheiten ausdehnte, mußte aus einer in weiten Grenzen zutreffenden Tradition eine gefälschte werden, und dies ist eingetreten [3]).

Aber neben dem Titel „die Apostel" im Sinne der Zwölfapostel stand noch eine Gruppe von Autoritäten, die unsere Aufmerksamkeit verlangt. Paulus berichtet und der älteste Tatbestand bezeugt es, daß von Anfang oder von einem uns nicht bekannten sehr frühen Zeitpunkt an in der Kirche „*Apostel, Propheten und Lehrer*" in unbestimmter Zahl als von Gott selbst berufene und eingesetzte charismatische Prediger vorhanden waren. Ich hätte diese Schöpfung schon bei der Aufzählung der grundlegenden Stücke in der ersten Vorlesung erwähnen können, deren Ursprung bereits auf die Urgemeinde zurückgeht. Da diese Trias, deren Auftreten die pneumatische Kraft und differenzierte Fülle der Urgemeinde besonders deutlich bezeugt, in „Geistträgern" besteht — der Apostel als Missionar, der Prophet als ekstatischer Prediger, der Lehrer als Prediger mit den Mitteln der geistgewirkten Erkenntnis und Weisheit —, so durfte ihr Wort nicht kritisiert werden, ja solch eine Kritik galt als Sünde wider den heiligen Geist. Der urchristliche Katechismus, der sich erhalten hat, die „Didache" der Zwölfapostel, sagt das ausdrücklich, obgleich in der Zeit, in welcher er verfaßt worden ist, bereits anstößige Propheten, d. h. Pseudopropheten, zahlreich aufgetreten waren und die Autorität des ganzen Standes ins Wanken zu bringen drohten. Den Verfasser der Didache erschüttert das noch nicht, und so tritt er noch voll für das absolute Ansehen dieser heiligen Trias ein. Wie sich nun diese Apostel zu den Zwölfapostеln verhielten und welchen tatsächlichen Umfang und Einfluß ihr Wirken und das der Propheten und Lehrer besessen hat, das ist uns nur sehr unsicher bekannt; aber das Wichtigste ist hier, daß die Kirche, bis über die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinaus, an diesen Aposteln, Propheten und Lehrern *gegenwärtige unfehlbare Lehrer* besessen hat, und daß deshalb das Lehrhafte und Apokalyptische, welches sie auf Grund ihres Charismas vortrugen, in die Glaubensgrundlagen übergehen mußte. Man darf indes wohl annehmen, daß tatsächlich ihre Wirksamkeit in der Regel lokal beschränkt blieb und nur in seltenen Fällen über die Gemeinde oder den Kreis von Gemeinden hinausdrang, in welchem sie persönlich wirkten. Aber in Bezug auf die Verbreitung absonderlicher apokalyptischer Vorstellungen mögen sie mündlich und schriftlich doch einen nicht geringen Einfluß ausgeübt haben. Durch die fortschreitende Einbürgerung der Gemeinden in der Welt, durch die immer fester werdende, auf *Amter* gegründete Organisation und durch die große montanistische Krisis wurden dieser Gruppe autoritativer charismatischer Lehrer die Existenzbedingungen immer mehr entzogen, so daß sie allmählich verschwand. Das, was nachmals als „Apostolische Tradition" — inhaltlich mit ganz unbestimmten Grenzen — bezeichnet worden ist und in der Gegenwart in den katholischen Kirchen als die maßgebende Autorität noch fortdauert, wird ausschließlich auf die Urapostel bezogen und hat mit den „Aposteln (Propheten und Lehrern)" nichts zu tun; ja auch in solchen Fällen, in denen man nicht den Mut aufbrachte, direkte urapostolische Tradition zu behaupten, hat man sich meines Wissens niemals auf jene Trias berufen, sondern nur ganz allgemein von „Tradition" oder „*kirchlicher Tradition*" gesprochen. Die Trias ist also wirklich untergegangen — ein ganz seltener Fall in der Geschichte —, jedoch erst, nachdem man dem Episkopat als

[2]) Über den Kirchenbegriff des Paulus in seinem Verhältnis zu dem der Urgemeinde hat *Holl* in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie, 1921, lehrreich, aber meines Erachtens in Bezug auf Paulus einseitig und im Allgemeinen mit größrer Bestimmtheit gehandelt, als die Quellen es zulassen.

[3]) Daß Marcion ein so trübes Bild der Zwölfapostel entwerfen, „Barnabas" in seinem Briefe behaupten konnte (c. 5), sie seien von Haus aus die schlimmsten Menschen gewesen, und frühzeitig allerlei Fabeln von ihnen — immer als einem Corpus — erzählt worden sind, beweist, daß man über sie gar nichts wußte, aber ihre durch die Evangelien und Paulus gestützte Autorität nicht entbehren wollte.

lehrender Gesamtgruppe die autoritative Würde des Apostolats beigelegt hatte. Schon in der „Didache" steht das folgenschwere Wort: „Bestellt euch Bischöfe (und Diakonen); denn auch sie leisten euch den Dienst der Propheten und Lehrer." Da ist der Übergang vom „Geist" zum „Amt" gegeben.

4. Das Alte Testament

Das Alte Testament! Der Geist, der Herr, die Urapostel und die Trias der Apostel, Propheten und Lehrer bildeten zusammen eine Einheit gegenüber der letzten hier waltenden Autorität, dem Alten Testament. Jene lassen sich unter dem Titel „der Geist" oder „Christus" oder „die Kirche" zusammenfassen; denn der „Geist" und „Christus" und wiederum „der Geist" und „die Kirche" sind unter einem gewissen Gesichtswinkel für die Gläubigen von Anfang an identisch gewesen — eine paradoxe Konzeption, die aber selbst von einem so wenig spekulativen Schriftsteller wie von Hermas oder wie vom Verfasser des zweiten Klemensbriefs erfaßt worden ist und die in dem ältesten Symbol sich in dem Bekenntnis niedergeschlagen hat: „Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige Kirche", denn dieser Satz ist ein Identitätssatz, wie „Gott" und „Vater" und wie „Jesus Christus" und „Sohn". Darüber wird später noch zu reden sein.

Dieser differenzierten Quelle und Autorität stand nun das Alte Testament zur Seite und gegenüber, das große Erbe aus der jüdischen Religion. Sein erstes Charakteristikum ist, daß es als *schriftliche* Autorität sich von der mündlichen scharf abhebt und ihr als solche überlegen war; denn das Schriftliche behält allem Mündlichen gegenüber stets eine besondere Würde und Sicherheit. Das Alte Testament galt als wirkliches Gottesdiktat. Sein zweites Charakteristikum ist sein *Alter*: in dem Alten Testament besaß man nicht eine Gottesoffenbarung von gestern und heute, sondern seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ist diese Offenbarung aufgezeichnet. Einem solchen Schatze, dessen Ursprünge in das Paradies zurückreichen, kann nichts gleichkommen. Sein drittes Charakteristikum ist, daß es auf seinen ersten Blättern *eine Erzählung von dem einen Gott, der Weltschöpfung und der Erschaffung und den ersten Schicksalen des Menschengeschlechts* enthält, welche alles Vergleichbare in den Mythen aller Völker weit hinter sich läßt und Theologie, Kosmologie und Moral zugleich begründet. Sein viertes und fünftes Charakteristikum ist darin gegeben, daß sich in ihm eine *teleologische Menschheits- und Heilsgeschichte* darstellt, deren erwählter Träger ein *Volk* war, und daß es unzählige *Prophetien* enthielt, die zu einem Teile bereits erfüllt erschienen, so daß auf die Erfüllung des noch übrigen Teils sicher gerechnet werden durfte. Sein sechstes Charakteristikum endlich ist, daß es in vielen seiner Psalmen und in den ihnen verwandten Abschnitten Ernst und Gericht, Kraft und Trost, Erlösung und Verklärung in der Form von Gottessprüchen mit einer Reinheit, Eindringlichkeit und Erbaulichkeit nahebrachte, die auf jedes religiöse Gemüt den tiefsten und erschütterndsten Eindruck machen mußten.

In diesen unvergleichlichen Eigenschaften lag die eminente Anziehungskraft dieses Buches beschlossen, als es in griechischem Gewand etwa drei bis vier Menschenalter vor unserer Zeitrechnung seinen Einzug in das Reich und in die Völkerwelt hielt. Nicht das Judentum missionierte, sondern das Alte Testament. Als inferior, irrig und wertlos fielen vor ihm die neueren Religionen und Kulte dahin. Dieses Buch nun ging als Erbe in die christliche Kirche über, und indem sie es dann den Juden entriß und als die nur ihr geschenkte Bibliothek der Urkunden Gottes in Anspruch nahm, verlieh es ihrer Mission die geschichtliche und übergeschichtliche Grundlage und verdoppelte ihre Werbekraft. Nicht nur der Apologet Tatian hat bekannt, daß er durch das Alte Testament zum Christentum gekommen ist — für zahllose Christen, die aus der Heidenwelt gewonnen wurden, war die spezifisch-christliche Predigt keineswegs eine spezifische, sondern nur der Schlußstein der christlich gedeuteten Alttestamentlichen Verkündigung.

Aber das war doch nur die eine Seite der Sache. Dieses herrliche Gottesbuch bot doch auch die schwersten Anstöße, und das heiße Ringen um die Geltung des Buchs füllt in einer noch ungeschriebenen Geschichte anderthalb Jahrhunderte der Kirchengeschichte aus; denn Läppisches, Lächerliches und Absurdes stand für die griechisch-christlichen Leser auf vielen Blättern, und unerträglich erschien das Kultgesetz, das Zeremonialgesetz, unerträglich die ekelhafte Beschneidung, unerträglich der chauvinistische Partikularismus, unerträglich an vielen Stellen die inferiore Moral und der anthropomorphische Gottesbegriff mit den Zügen der Eifersucht, der Rache, des Wankelmuts und Kleinsinns, unerträglich endlich den Geförderten, den Paulusschülern, das Gesetzliche überhaupt und die Verkennung der Gnade sowie der Freiheit der Kinder Gottes. Was Origenes immer wieder mit dürren Worten ausgesprochen hat, daß der Buchstabensinn des Alten Testaments an unzähligen Stellen schlechthin unannehmbar sei und daß es eine schwere Beleidigung Gottes bedeute, Ihm einen solchen Sinn zuzuschreiben, das haben vor Origenes, und gewiß schon im Apostolischen Zeitalter, sehr viele Christen gedacht. Aber wie helfen?

Die Vielzahl der Versuche von Paulus an, sich mit dem Alten Testament auseinanderzusetzen, zeigt die schwere Verlegenheit: das Gesetz, bzw. der Buchstabe des Alten Testaments überhaupt, ist durchweg allegorisch zu verstehen; nur die geistliche, d. h. die höchst mögliche religiöse, Deutung wird seinem Sinn gerecht. Oder es ist durchweg typisch zu verstehen: alles sind Bilder und Symbole, die auf Christus und seine Heilslehre und auf seine Kirche zu beziehen sind. Den Buchstabensinn hat erst der Teufel herbeigeführt; wer sich verführen läßt und ihn als den gültigen anerkennt, ist „dem Schwarzen" verfallen. Der Buchstabensinn ist auch von Gott; aber er gilt nur dem jüdischen Volke, das durch Beschneidung, Gesetz und Opfer von den anderen Völkern getrennt und für das Gericht gekennzeichnet werden sollte. Der Buchstabensinn mit seinen zeremonialgesetzlichen Bestimmungen und Opfergeboten ist als großmütiges, pädagogisches Entgegenkommen Gottes aufzufassen gegenüber dem halsstarrigsten und schlimmsten Volke, das anders nicht vor dem Abfall zum Heidentum zu bewahren war. Der Buchstabensinn ist von Gott, aber sollte nur eine zeitweilige pädagogische Geltung haben, genauer: er gilt, wie alles Gesetzliche in der Religion überhaupt, einer bestimmten geschichtlichen Stufe in dem Heilsplan Gottes und ist noch für die verbindlich, die auf ihr stehen geblieben sind. Nein — das alles ist nicht oder nur teilweise richtig: das Alte Testament ist ein Buch aus ganz verschiedenen Bestandteilen, wie vor allem der Gegensatz zwischen dem Opfergesetz und den Propheten beweist: ein Teil ist von Gott, ein Teil von Moses und anderen nicht auf der vollen Höhe stehenden Propheten, und ein Teil von unbefugten Verfassern späterer Zeit. Aber auch das, was von Gott stammt, stammt nicht vom höchsten Gott, dem Vater Jesu Christi, sondern von dem ihm untergeordneten, unvollkommenen und widerstrebenden Weltschöpfer, und auch in diesem Teile sind noch wichtige Unterschiede zwischen mehr oder weniger Verbindlichen zu machen.

Diese verschiedenen Meinungen wogten im zweiten Jahrhundert und schon früher durcheinander. Wie kann man sich dann aber darüber wundern, daß bereits in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Christen das ganze Alte Testament als das „Judenbuch" für unwert erklärt haben, es für das Werk eines untergeordneten Gottes oder gar des Teufels hielten und den radikalen Bruch mit

ihm verlangten? Waren sie nicht im Rechte, wenn sie forderten, daß, weil man doch mit dem Judentum gebrochen habe, man sich auch von seinem Buche lossagen müsse? Die Phalanx der „Gnostiker" und eine große, von Marcion gestiftete Kirche stellten sich dem Alten Testament entgegen, aber nicht nur sie — bis tief in die besten Kreise der Gemeinden hinein ragte der Zweifel und schob man das Buch bei Seite [4]).

Es handelte sich, wenn ich recht sehe, um fünf Fragen: Ist das Buch seinem Inhalt und Ursprung nach eine Einheit, oder rührt es von verschiedenen Verfassern her und hat einen verschiedenwertigen Inhalt? Ist es, wenn es einheitlich ist, vom höchsten Gott, dem Vater Jesu Christi, oder von einem mittleren Wesen, dessen Sphäre nicht die Gnade, sondern die Welt und das Gesetz ist, und dessen Kraft nicht die Allmacht ist, oder ist es vom Teufel? Hat das Volk Israel jemals einen Bund mit Gott gehabt oder hat es ihn nicht schon damals verloren, als Moses die Gesetzestafeln zerbrach, oder hat es ihn durch die Kreuzigung Christi verloren? Darf und muß man das Alte Testament allegorisch-spirituell verstehen, oder ist jede allegorische Erklärung abzulehnen? Endlich, wenn man es allegorisieren muß und der allegorische Sinn der eigentlich göttliche ist, ist der Buchstabensinn auch göttlich und heute noch maßgebend, oder zwar göttlich, aber heute nicht oder nur bedingt noch maßgebend, oder darf er gar nicht in Betracht gezogen werden, oder gibt es einen Mittelweg?

Das Kompromiß, das von Anfang an im Hintergrund lag und in der Kirche allmählich herausgearbeitet wurde, war ganz unbefriedigend, aber damals befriedigte es die Mehrzahl: der göttliche Charakter des Alten Testaments im strengsten Sinn als Gottesdiktat blieb anerkannt — zu gewaltig war und blieb der Eindruck des Buchs und zu bindend die von Jesus selbst und vom Judenchristentum (einschließlich des Paulus) stammende Überlieferung, zu empfindlich auch der drohende Verlust, das „Altertum" und die Weissagung zu entbehren —; aber als der eigentliche Sinn wurde der allegorisch-typologische proklamiert: wer am Buchstaben kleben blieb, wurde als Jude betrachtet; jedoch über den Spielraum des Buchstabensinns, wo er angewendet werden dürfe und wo nicht, kam es nur an einigen Hauptpunkten zur Klarheit. Ebensowenig gewann man bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Sicherheit darüber, ob das Buch als Gesetz in seinem Wortsinn nach den pädagogischen Absichten Gottes einer bestimmten religiösen Stufe entsprochen hat; die Vorstellung von der Unwandelbarkeit und Eindeutigkeit Gottes erhob sich wider diese Auffassung. Endlich blieb ungewiß, ob und wie lange das jüdische Volk einen Bund mit Gott besessen habe.

Eines ist hier trotz aller peinlichen Unsicherheiten sonnenklar und gewiß: die Kirche aus den Heiden hat das Alte Testament beibehalten, nicht weil sie seinen Wortsinn, d. h. den wirklichen geschichtlichen Sinn, respektierte und als Autorität gelten ließ, sondern weil sie freiwillig-unfreiwillig von der Notwendigkeit und dem Recht der allegorischen Auslegung überzeugt war und den geschichtlichen Sinn nur bedingt und partikular gelten ließ — aber auch dann nicht als den höchsten. *Sie hat das Buch also wider seinen eigentlichen Sinn beibehalten.* Wer heute eben diesen Sinn für autoritativ und zwar dann notgedrungen für exklusiv-autoritativ erklärt, nimmt eine Last auf sich, welche die alte Kirche abgelehnt hat, und bricht mit ihrer Erkenntnis. An dieser Tatsache läßt sich nicht rütteln. Gemildert aber wurde, wenn man so will, die Haltung der Kirche dadurch, daß man nicht schlechthin zu einem wilden Durcheinander aller möglicher Auslegungen kam, sondern durch die teleologische Auslegung auf Christus und auf die Höhenlage seiner Verkündigung eine gewisse Einheitlichkeit der Ausdeutung schuf. Dennoch vermochte man es natürlich nicht zu verhindern, daß daneben eine Menge wilder Auslegungen sich einstellte und auch der Buchstabe der tieferen Religionsstufe sich zwangsläufig in Lehre und Leben, Kultus und Verfassung im flagranten Widerspruch zu Paulus immer stärker geltend machte. Dadurch ist das Alte Testament zu einem schweren Kreuz für die Kirche geworden. Daß aber dann eine willkommene und heilsame Milderung durch die Schöpfung des Neuen Testaments eingetreten ist, soll hier doch angedeutet sein.

Überschaut man diese Quellen, die zugleich die Autoritäten waren, so liegt am Tage, daß ihre *formale* Autorität keine gesicherte ist und vor der Kritik nicht bestehen kann: In dem „Geist" war gewiß das Heilige gegeben, aber irdischer Geist mischte sich hier ein; die Worte, die Taten und das Bild des Herrn trübten sich in der mündlichen und schriftlichen Überlieferung; dasselbe gilt in noch höherem Maße von den Aposteln, ja die ganze Instanz, „die Zwölfapostel", wurde sehr rasch eine illusionäre Instanz; das Alte Testament endlich wurde durch die allegorische Erklärung — man darf sagen, in vielen Fällen zum Glück — um seinen wirklichen Sinn gebracht; wo und soweit aber der Buchstabe in Gültigkeit erhalten blieb, wurde er an vielen Stellen zur Brücke, auf welcher die frühere Religionsstufe in die Kirche zurückgeführt wurde. *Nichts formal-Absolutes bleibt also*, wenn die Kritik der Wahrheit die Ehre gibt, *hier übrig*: das Ursprüngliche, das Maßgebende, muß sich daher einzig durch seinen Inhalt empfehlen und durch diesen zur Autorität werden. Dem testimonium spiritus sancti internum hat die Kirche und der Einzelne ausschließlich zu lauschen und muß ihm gehorsam sein. Dieses testimonium kann sich immer nur auf die Hauptsache beziehen, auf die Schöpfung und Erhaltung des neuen Menschen; aber von hier aus erwächst auch die sichere Überzeugung, daß die Grundzüge des geschichtlichen Evangeliums Wirklichkeit und Wahrheit sind; denn weil der Mensch auf Gott angelegt ist, ist er auch auf das Evangelium angelegt. Hier liegt der Hauptunterschied zwischen der Begründung evangelischer und katholischer Glaubensüberzeugung; diese meint die formalen Autoritäten nicht entbehren zu können, die sie in der „Kirche" und im „Buche" zusammenfaßt, jene erbaut sich auf dem „Geist", der den Kern des geschichtlichen Evangeliums bezeugt und wirksam erhält.

Berlin *Adolf von Harnack*

[4]) Es gibt in der apostolischen und nachapostolischen Literatur bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts kaum eine Quelle, die hier nicht herangezogen werden müßte, um das im Text über die verschiedenen Auffassungen vom Alten Testament Mitgeteilte zu belegen. Besonders wichtig ist, daß unter den Kirchlichen selbst die größten Unterschiede zu konstatieren sind. Findet sich doch sogar bei Ignatius ein Ansatz zu der Haltung, Inhalt und Wahrheit der christlichen Verkündigung ausschließlich auf Christus zu stellen und das Alte Testament bei Seite zu schieben (s. den Brief an die Philadelphener c. 8).

Paradies und Sünde

1

Im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" Nr. 29 vom 22. Juli 1926 *) schreibt *Emil Brunner* über dies Thema unter der Überschrift: „Die Erde dreht sich." Er setzt sich zunächst mit seinem Freund und Kollegen

*) Die Artikel von *Ludwig Köhler* („Die Geschichte vom Sündenfall") und *Emil Brunner* („Die Erde dreht sich") in Nr. 27 und 29 des Kirchenblatts für die reformierte Schweiz (Buchdruckerei R. Dürrenmatt-Egger in Bern) haben unsre Aufmerksamkeit lebhaft erregt und schienen uns eines Berichts in unsern Spalten sowie einer Fortsetzung der Diskussion wert. Nun kommt uns obiger Beitrag zu Hilfe. Und es trifft sich, daß der Herausgeber seine Meinung dazu in Betrachtungen niederlegen kann, deren erste am Anfang der heutigen Nummer zu lesen ist. Wir werden voraussichtlich mit diesem Thema eine Weile zu schaffen haben. D H

Ludwig Köhler auseinander, greift dann aber die ganze alttestamentliche Wissenschaft aufs heftigste an und schließt mit den Worten: „Die Welt dreht sich. Möge das auch von der alttestamentlichen Wissenschaft wahr werden in dem Sinn, in dem in der Bibel vom Umdrehen die Rede ist." Obwohl er behauptet, daß „in der Region von Gen. 3" der Alttestamentler als solcher nichts zu suchen hat, wird er es mir trotzdem nicht verargen können, wenn ich auch mir die ernste Frage vorlege, ob dieser Ruf zur Buße an die alttestamentliche Wissenschaft berechtigt ist oder nicht, um so mehr als er seine dogmatischen Probleme und Lösungen überall mit denen der Exegese verquickt.

Um dem Leser wenigstens einen Eindruck von seiner These zu vermitteln, setze ich hierher, was er für den Sinn von Gen. 3 ausgibt:

> Die Sünde ist durch die Sünde in die Welt gekommen! Und zwar die Sünde an Gott allein, der freventliche Übergriff des Menschen in Gottes ihm allein reserviertes Herrenrecht, Sünde, die darin besteht, daß der Mensch die Grenze zwischen ihm und Gott nicht anerkennen will, daß er das göttliche Lebensgeheimnis antastet, daß er hinter das Wissen kommen will, das jenseits der für ihn heilsamen Zone des Lebens liegt. Gerade das wird zur Sünde gerechnet, vielmehr als Ursprung der Sünde erkannt, was sonst überall als das Wertvollste im Menschenleben gilt: das Wissen von Gut und Böse. Diese Emanzipation, dieses Sehendwerden des Menschen ist das Unheil, das alles andere Unheil nach sich zieht als Gottes Strafe, darum weil Gott seine Ehre keinem Anderen überläßt, weil er Gott ist, und das heißt: ein eifersüchtiger Gott ist, der sich das Alleingottsein nicht antasten läßt. Dies alles, diese über allen Vergleich tiefste Erkenntnis des Grundrätsels der Existenz, steht ausdrücklich in Gen. 3.

2

Brunner findet in der biblischen Erzählung die „Idee der guten Gottesschöpfung", die die Menschen durch ihre Sünde verderbt haben, und spricht von einem „seligen Anfang" der Welt. Der Text weiß davon nichts. (Daß Gen. 1 einer anderen Erzählung angehört, ist ja wohl heute auch dem Laien bekannt.)

Als Gott den Menschen geschaffen und ihn in den Garten gesetzt hat, will er ihm zur Gesellschaft einen Kameraden beigeben und formt die Tiere. Aber der Mensch sucht vergebens nach einem Kameraden unter den Tieren; Gott hat sein Ziel nicht erreicht. So sind die Tiere mißglückte Experimente des Schöpfergottes und legen von der Unvollkommenheit dieser Welt seit Urbeginn ein dauerndes Zeugnis ab. Gott muß noch einmal schaffen, und das zweite Mal gelingt es: das Weib ist wirklich ein Kamerad des Menschen. So geht es der Gottheit wie dem Töpfer, dessen Werke zunächst mißraten, bis sie allmählich die vollendete Form erhalten. Wie der Mensch so wächst auch der Gott mit seinen höheren Zielen, eine ganz primitive und doch höchst moderne, jedenfalls eine sehr liebenswerte Gottesauffassung.

Ebenso unvollkommen wie die Tiere sind nach dem Urteil des Erzählers auch die Menschen; denn sie haben zwei Mängel, die freilich von der Gottheit beabsichtigt sind: es fehlt ihnen „das Leben" und „das Wissen um Gut und Böse". Gewiß, sie haben das Paradies. Aber was bedeutet das? In der Hauptsache: daß die Menschen nicht zu arbeiten und zu schwitzen und daß die Weiber nicht zu gebären und Schmerzen zu leiden brauchen! Das ist in der Tat „Seligkeit", wie noch heute jeder Mensch und jedes Weib dem Erzähler gern bestätigen wird, und nun gar im Orient! Aber das ist natürlich kein „seliger Anfang" und keine „Vollkommenheit" im Sinne der dogmatischen Theorie Brunners. Die physische Gottesnähe, die den Menschen des Paradieses allerdings zu Teil wurde, wird keineswegs als eine besondere Gnade gerühmt und konnte auch gar nicht als solche empfunden werden, weil es keine war.

Der Mensch war in den Garten gesetzt, ihn zu bebauen und zu bewachen, also als Gärtner und Pförtner; Gott aber kam nur des Abends in den Garten, um in der Kühle darin zu lustwandeln. Gewiß, er war sehr leutselig, hatte dem Menschen einen leichten Beruf gegeben und ihm überdies einen weiblichen Kameraden verschafft, der ihm die Langeweile vertrieb, aber er blieb doch der Herr, und der Mensch war nur sein Diener. Von einem vertrauten Umgang ist nicht die Rede. Die materiellen Vorteile, die der Aufenthalt im Gottesgarten mit sich brachte, wird der Erzähler nicht verachtet haben; indessen, jede tiefere Auffassung des Verhältnisses zur Gottheit liegt ihm völlig fern. Man weiß ja aus Erfahrung, wie Gärtner oder Pförtner zu ihrem Herrn zu stehen pflegen.

Der erste Trieb, der im Menschen erwacht, ist der Neid auf die Vorzüge des Herrn. Warum hat dieser dem Diener nicht auch das Leben und das Wissen verliehen, die kostbarsten Güter, die er selbst besitzt? Der Neid führt den Menschen zum Ungehorsam, und der Ungehorsam zieht den Verlust seiner Paradies-Stellung nach sich. Das ist psychologisch sehr fein beobachtet, aber von einem „seligen Urstand" kann ich nichts darin finden. Oder meint man damit die Zeit vorher, ehe der Mensch von der Schlange geweckt war? Von Unschuld kann auch da nicht die Rede sein, höchstens von einem unbewußten Dämmerzustand, der jenseits von gut und böse liegt. Das Paradies ist ja zunächst nur das Wunschland der Phantasie, das Schlaraffenland des Märchens für Sonntagskinder ohne ethische Qualitäten. Aber wir haben in Gen. 3 kein Märchen, sondern eine Sage vor uns, und bezeichnend dafür ist der Wirklichkeitssinn des Erzählers, der im Menschen nicht die guten, sondern die bösen Triebe erwachen läßt; so sind die Menschen wirklich! Selige Unschuld mag das Märchen kennen, aber die Sage kennt sie eben nicht, nicht einmal im Gottesgarten des Paradieses.

Und Gott? Es ist richtig, daß er das Leben und das Wissen als „ein ihm allein reserviertes Herrenrecht" betrachtet und daß er sich „das Alleingottsein nicht antasten lassen" will. Aber das ist doch gerade das Traurige, daß der Mensch in ein solches Herrenrecht eingreifen, daß er ungehorsam sein muß, um selbst vorwärts zu kommen. Wenn man dies „Sünde" nennen will, gut, dann ist eben die Sünde ein wesentlicher Faktor in der Aufwärts-Entwicklung der Menschheit; denn ohne diesen Ungehorsam oder ohne diese „Sünde" hätten wir noch heute kein Wissen. Der Gott muß diesen frevelhaften Übergriff von seinem Standpunkt aus natürlich bestrafen, aber wie muß der Mensch darüber urteilen? Wenn eine Schuld vorhanden ist, dann liegt sie mindestens ebenso sehr auf Seite des Gottes, der dem Menschen Wissen und Leben vorenthalten wollte. Aber besser redet man weder hier noch dort von Schuld, eher vom Schicksal. Es ist das tragische Schicksal des Menschen, daß er in seinem Drange, Gott gleich zu werden, notwendig die göttlichen Vorrechte brechen muß; der Konflikt zwischen Gott und Mensch ist ebenso unvermeidlich wie der zwischen Herr und Knecht, natürlich nur vom Standpunkt des Knechtes aus. Der Herr wird mit seinem Schicksal, d. h. mit seinen göttlichen Vorrechten, immer zufrieden sein und den ungehorsamen Knecht strafen, da er — leider — die Macht hat. Dem Knecht bleibt nichts übrig, als die Strafe knirschend zu dulden und im übrigen bei der nächsten Gelegenheit aufs neue zu „sündigen". Der Erzähler hat ausgezeichnet beobachtet; denn das ist in der Tat der Lauf dieser schlechten Welt: Alle Fortschritte der Menschheit müssen durch Revolutionen oder „Sünde" erkauft werden.

Die ganze Entwicklung erfolgt gegen den Willen Gottes, der bei seiner Alleinberechtigung verharrt. Wenn der Mensch Jemandem zu Dank verpflichtet ist, so ist es nicht Gott, sondern sein Widersacher, die Schlange, die Freundin des Wissens und darum auch der Menschen; denn alles Wissen ist widergöttlich. Auch das hat der Erzähler sehr gut beobachtet: die Wissenschaft ist in der Tat der Todfeind aller Religion, und war es damals schon,

wie wir aus der Weisheitsliteratur ersehen. Die Geschichte der Menschheit beginnt also nicht erst vor den Toren des Paradieses, sondern schon im Garten selbst. Schon da mußte es zu dem Zusammenstoß zwischen Gott und Mensch kommen, der für die spätere Entwicklung grundlegend geworden ist: gegen den Wunsch und den Willen Gottes erwarb sich der Mensch das Wissen. Zur Strafe für seinen Ungehorsam muß der Bauer jetzt bei der Arbeit schwitzen, muß das Weib mit Schmerzen Kinder gebären in dieser von Gott verfluchten Welt.

3

Obwohl hier nach modernen Begriffen ein Mythus oder richtiger eine Sage vorliegt, haben die Israeliten sie für Geschichte und Wirklichkeit gehalten und haben daran geglaubt, wie es heute noch Viele tun. Sogar Brunner versteigt sich zu dem Satz: Gen. 3 „meine etwas wirklich Geschehenes". Mit dieser Auffassung gibt es für uns kein Verhandeln, denn sie ist unwissenschaftlich. Gen. 3 ist und bleibt für die Wissenschaft Sage, Dichtung, Phantasie und kann eben deshalb nichts wirklich Geschehenes berichten. Wenn heute ein Systematiker das Gegenteil behauptet und sich dafür auf die großen Männer der Vergangenheit beruft, mit denen er sich in guter Gesellschaft befinde, so täuscht er sich. Diese großen Männer werden die Gesellschaft eines Mannes, der nichts hinzugelernt hat, mit Dank ablehnen.

Verhandeln läßt sich nur über die Frage, ob in dieser Sage „Wahrheit" steckt. Es ist zwar nicht „der Christenglaube", aber ein immerhin möglicher Gedanke, „daß diese Mythen, diese ganz und gar menschlich unzulänglichen Aussagen, wahrer seien als alle exakten Begriffe der Wissenschaften und alle abstrakten Ideen der Philosophie" .Aber wenn man diese Wahrheit erfassen will, muß man zuvor festgestellt haben, was die Erzählung will, und sie interpretieren. Das erst nennen wir Alttestamentler Ehrfurcht im Gegensatz zu der „Ehrfurchtlosigkeit" und der „schulmeisterlichen Herablassung", mit der ein Systematiker die Exegese verachtet und den Text nach seiner Willkür vergewaltigt. Ehrfurcht heißt sich beugen vor dem Gott der Geschichte, der auch in dieser Erzählung zu uns redet, freilich nicht so, wie es eine Scheuklappen-Dogmatik verlangt.

Der Systematiker kommt mit seinem fertigen Schema, und das Schema heißt Sünde und Gnade. In Gen. 3 ist aber weder von Sünde noch von Gnade die Rede; die Ausdrücke fehlen mit Recht, denn sie passen in die Erzählung nicht hinein. Sünde ist — im Gegensatz zu der Anschauung Brunners — ein ausschließlich ethischer Begriff, der nur auf Unrecht gegen die Menschen angewendet werden kann. Eine andere Sünde gibt es nicht, und Gott kann man unmittelbar überhaupt kein Unrecht antun. Brunner steht hier wie Barth, aber Barths Theologie ist nicht christlich oder höchstens halbchristlich; sie stammt aus dem 4. Esra und ist bezeichnend für eine Zeit des Zusammenbruchs und der Inflation *). Wie blind ihn die dogmatische Befangenheit macht, zeigt das Wort vom „Sündenfleisch", das Brunner im Zusammenhang mit Gen. 3 zu gebrauchen wagt. Da die Begebenheiten nach seiner Meinung „wirklich geschehen" sind, so ist es Gott gewesen, der den Menschen mit diesem „Sündenfleisch" ausstattete, als er ihn aus Lehm knetete und ihm seinen göttlichen Odem einblies. Damit wäre dann das Problem der Herkunft der Sünde sehr einfach gelöst, und es bedürfte nicht mehr der „kindlichen Worte voll unerhörter Weisheit". Aber leider liegt der Erzählung der kühne Gedanke, die Sünde von Gott selbst abzuleiten, völlig fern.

Sie leitet sie aber auch nicht vom Menschen ab, sondern von der Schlange, dem Widersacher Gottes. Woher die Schlange kommt und was sie bedeutet, sagt die Erzählung nicht oder wenigstens nicht mehr. Die Schlange ist aber sachlich jedenfalls als Satan gedacht. Die Erzählung ist also dualistisch, d. h. sie kennt zwei Prinzipien, ein göttliches und ein widergöttliches. Von Gott hat der Mensch seinen gottähnlichen Leib und seinen göttlichen Odem. Mit Hilfe der satanischen Schlange hat er das Wissen erworben, das ihm Gott vorenthalten wollte, und ist dadurch Gott gleich geworden, wie Gott selbst bestätigt. Immerhin fehlt ihm noch das ewige Leben, um wirklich ein Gott zu sein. Damit er nicht auch noch dies Leben erlange, vertreibt ihn Gott aus dem Paradies; zugleich bestraft er ihn mit dem Schweiß der Arbeit und das Weib mit den Schmerzen des Kindergebärens. Aber das Wissen hat er ihnen nicht rauben können. So steht das heutige Menschengeschlecht zwar unter dem Fluch Gottes, aber es besitzt das Wissen als das kostbarste Gut, das ihm sein Ahnherr wider den Willen Gottes verschafft hat. Das ist der einfache Sinn der Erzählung, wie sie heute vorliegt.

Man kann hinter ihr vielleicht noch dunkel eine ältere Stufe erkennen, auf der das „Wissen" genauer erklärt war. Heute ist es ausschließlich sexuell bestimmt: Wissen heißt Kinder zeugen, d. h. Menschen schaffen. Einst bezog es sich wohl auch auf den Ackerbau: Wissen heißt säen und ernten, d. h. Pflanzen schaffen. Eben deshalb ist dies Wissen ein Eingriff in die Sphäre des Schöpfergottes, eben deshalb macht es zugleich Gott ähnlich. Aber wie man auch das „Wissen" (um gut und böse) erklären möge, auf jeden Fall ist die höchste Wissenschaft gemeint, die widergöttlich ist, weil sie gottgleich macht. In ihrer gegenwärtigen Form betont die Erzählung dies Gut, das die Menschen durch den Ungehorsam erworben haben, zu wenig; da die Flüche ihren Schluß bilden, so liegt aller Nachdruck auf dem Verlust des Paradieses und der paradiesischen Wonnen. Damit wird es zugleich zusammenhängen, daß der Mensch und sein Weib zu sehr auf die Stufe des armseligen Fellachen herabgedrückt sind; man traut diesem Ahnherrn, der sich ängstlich vor seinem Gotte versteckt und sogar hinter seinem Weibe verkriecht, die Prometheustat gar nicht zu, die er doch getan hat. Aber diese Vermutungen über ältere Vorstufen der Erzählung sind unsicher und mögen außer Betracht bleiben.

Die tiefe Wahrheit, die in der Erzählung liegt, ist jedenfalls die, daß das Wissen zwar gottgleich macht, aber zugleich widergöttlich ist und deshalb uns nicht ins Paradies führt, sondern im Gegenteil uns ins Elend stürzt. „Selig" ist, wer kein Wissen besitzt, wer dumm ist wie das liebe Vieh! Als die Menschen noch nackt waren, ohne sich zu schämen, da waren sie wie die Tiere. In dem Augenblick, wo ihre Erkenntnis erwachte, wuchsen sie über die Tiere hinaus und wurden gottgleich. Man mag die traurigen Folgen: die Vertreibung aus dem Paradies der Wonne ins Elend dieser Welt, noch so schmerzlich beklagen, es ist dennoch ein gewaltiger Fortschritt, und Niemand kann die Entwicklung rückgängig machen. Durch sein Wissen ist der Mensch zum Herrn der Erde geworden; mag er es immerhin durch Schuld erworben haben und mag es noch so sehr mit Fluch und Strafe belastet sein, wir sind dennoch stolz darauf, da es uns gottgleich gemacht hat. Ja, wenn man will, kann man sagen, daß der einmalige Vorgang der Urzeit typisch ist und sich immer wiederholen muß, wo der Mensch in seinem unwiderstehlichen Drang nach Wissen die Grenzen des Glaubens durchbricht und sich in seiner Freiheitssehnsucht auch gegenüber den göttlichen Schranken ins Unendliche verliert, um die Schöpferlust gleich dem Schöpfergott zu genießen. Alle Qualen des Leibes werden durch diese Seligkeit im Geist tausendfach aufgewogen.

Berlin-Schlachtensee Hugo Greßmann

*) Die Theologen der Krisis nehmen auch kein Blatt vor den Mund, so mag der obige Satz passieren, er sagt des Verfassers Meinung. D H

Anthroposophische Gedanken über Weltsünde und Welterlösung

1. Das Sündenproblem in seiner Bedeutung für das Christentum. 2. Der Schuldcharakter der Sünde. 3. Die Entstehung und Auswirkung der Erbsünde. 4. Die Welterlösung durch den Christus. 5. Der wahre Sinn der Sündenvergebung

Es ist seinerzeit durch Generalsuperintendent D. Theodor Kaftan in der Christlichen Welt 1923 Nr. 22/23 an die von der Anthroposophie beeinflußten Theologen der Christengemeinschaft die Frage gerichtet worden: „Was ist es um die Sünde, ihre Schuld und ihre Macht?" Diese Frage wurde von Lic. Dr. Rittelmeyer in Nr. 29/30 rein religiös beantwortet. Es soll in den folgenden Ausführungen eine mehr theologische Beantwortung durch anthroposophische Gedanken versucht werden. Diese erscheint gegenwärtig besonders notwendig, weil in theologischen Kreisen die Meinung verbreitet ist, Anthroposophie verkenne oder verfälsche das Wesen der Sünde, wie es durch das Christentum im Laufe seiner Geschichte mit wachsender Klarheit zur Erkenntnis und zum Erlebnis gebracht worden ist. Das Gegenteil davon ist die Wahrheit. Dr. Steiner gibt in seiner Anthroposophie auch zum Sündenproblem weiterführende neue Erkenntnisse. Er hat sie freilich nur da im engeren Kreise ausgesprochen, wo man ernste Fragen in bezug auf diese auch für ihn heiligsten Probleme an ihn richtete. Nachdem in kirchlichen Kreisen dauernd Irrtümer und Irreführungen in bezug auf die Persönlichkeit und das Werk Rudolf Steiners verbreitet worden sind — auch in den in der Christlichen Welt nach seinem Tode erschienenen beiden Aufsätzen mußte der wirkliche Sachkenner solche sehen — bemüht sich dieser Aufsatz ihn selbst durch Zitate aus Vorträgen im engeren Kreise zur Sache zu Worte kommen zu lassen.

1. Das Sündenproblem in seiner Bedeutung für das Christentum

Das Sündenproblem ist in seiner Bedeutung für das Christentum von dem Begründer der Anthroposophie durchaus erkannt und entsprechend gewürdigt worden. Nur einige Bemerkungen aus seinen Äußerungen darüber seien wiedergegeben, welche das deutlich zeigen. In der Einleitung zu dem „Zweigvortrag" über „Erbsünde und Gnade", den Rudolf Steiner am 3. Mai 1911 in München hielt, heißt es wörtlich:

Auf zwei wichtige Begriffe, die doch öfter vor die Seele des modernen Menschen treten können, möchte ich da von Anfang an deuten, trotzdem vielleicht diese modernen Menschen glauben, solche Dinge längst abgetan zu haben; auf die zwei Begriffe, die sich gewöhnlich umschreiben mit den Worten: Sünde und Gnade. Das wissen ja alle, daß diese Worte „Sünde" und „Gnade" zum Beispiel für die christliche Weltanschauung etwas ganz ungeheuer Bedeutungsvolles sind, daß sie da die größte Rolle spielen. Es sind ja allerdings gewisse Theosophen gewohnt geworden, wie sie glauben vom Gesichtspunkte des Karma aus, gar nicht mehr viel nachzudenken über solche Begriffe wie Sünde und Gnade. Nun ist dieses Außerachtlassen eines solchen Nachdenkens ... insofern von nicht guten Folgen begleitet, als man dadurch verhindert wird, die tieferen Seiten des Christentums ... zu erkennen. Hinter den Begriffen „Sünde", „Erbsünde" „Gnade" verbirgt sich in der Tat die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes.

In demselben Sinne wird in dem vom 12.—16. Juli 1914 in Norrköping gehaltenen Vortragszyklus über „Christus und die menschliche Seele" gesagt:

Einer derjenigen Begriffe, die uns auffstoßen müssen, wenn die Rede ist von den Beziehungen des Christus zur menschlichen Seele ist zweifellos der Begriff von Schuld und Sünde. Wir wissen ja, welche einschneidende Bedeutung die Begriffe von Schuld und Sünde haben etwa im Christentum des Paulus*). ...

*) Die Sperrungen stammen in der Regel vom Verfasser des Aufsatzes.

Schon diese Worte zeigen deutlich, daß das vorliegende Problem von Rudolf Steiner klar erkannt wird und eine ernste Erkenntnisbemühung in dieser Richtung vorliegt.

2. Der Schuldcharakter der Sünde

Die grundloseste Behauptung mancher Theologen ist die, in der Anthroposophie werde der Schuldcharakter der Sünde geleugnet. Daß die Anthroposophie innerhalb der menschlich-persönlichen Sphäre die Sünde durchaus als Schuld des zur Freiheit berufenen Menschen erkennen läßt, geht eindeutig klar für Jeden, der vorurteilsfrei und mit gutem Willen prüft, aus der gesamten anthroposophischen Karmalehre hervor. Die Karmalehre, die den persönlichen Schuldausgleich bis zur Bezahlung des letzten Hellers als Notwendigkeit zur Erkenntnis bringen will, würde ja einfach sinnlos, wenn die übliche Theologenbehauptung wahr wäre, daß Anthroposophie nichts vom Schuldcharakter der Sünde weiß. Mit der Bejahung der Schuld ist in der Anthroposophie auch die Bejahung der Reue (Buße) gegeben. In bezug auf die Reue äußerte Dr. Steiner in einem Vortrag über Notwendigkeit und Freiheit:

Die Reue, sie hat den Sinn, daß der Betreffende zum Wissen heraufhebt, wie er sich hat das Bewußtsein trüben lassen in dem Moment, wo er die schlechte Tat ausgeführt hat.

Ein solcher Satz wäre ohne die Bejahung des Schuldcharakters der persönlichen Sünde einfach sinnlos. In bezug auf die Sünde als Gesamterscheinung in der Menschheits- und Weltentwicklung reicht allerdings nach anthroposophischer Anschauung der in der evangelisch-lutherischen Dogmatik allein gebräuchliche persönliche Schuldbegriff nicht aus; zur Erfassung der Sünde als kosmischer Erscheinung ist notwendig eine Erneuerung des Begriffes der „Erbsünde", wie sie in der anthroposophischen Erkenntnis der „Sündenkrankheit" gegeben ist.

3. Die Entstehung und Auswirkung der Erbsünde

Wenn man die Entstehung und Auswirkung der „Erbsünde" oder „Sündenkrankheit" im Sinne der Anthroposophie verstehen will, muß man zunächst ins Auge fassen des Menschenwesens „Urständen im Geist".

Nach anthroposophischer Anschauung lebte das Menschenwesen, das noch die ganze Menschheit in sich schloß, zuerst als reines Geistwesen in der übersinnlichen Sphäre. Ehe der Mensch zum Erdenmenschen wurde und die Entwicklung des sichtbaren Erdenseins ihren Anfang nahm, war er ein Geist unter Geistern. Diesen ursprünglichen Geistzustand — bis hin zur Geschlechtertrennung, die noch in der übersinnlichen Sphäre vor der Sonderung von der Geistwelt vor sich ging — bringt die Paradieserzählung in bildhafter Weise zum Bewußtsein. Die erste entscheidende Wendung in der Menschen- und Menschheitsgeschichte spiegelt sich in der Bilderzählung von der „Versuchung" und dem „Sündenfall". Gedanklich ausgesprochen liegt folgendes Geistereignis vor. Es machten sich geistige Wesenheiten an das Menschenwesen heran, die wohl ihre große Aufgabe in der Gesamtentwicklung der Welt haben, die aber im Bereiche des Menschen den Geistesfortschritt, der dem guten göttlichen Willen entspricht, hemmen, die sich also im Hinausgreifen über ihre ursprüngliche Wirkenssphäre als böse erweisen. Für die Entwicklung des Menschen zur Freiheit war das Ringen mit den Widersachermächten — „Lucifer" und „Ahriman" — notwendig. Durch das Unterliegen in diesem Ringen entstand die „Sonderung von der göttlichen Geistwelt", die Sünde, die nun fortwirkte in der gesamten Menschheitsentwicklung als eine das ganze Menschenwesen erfassende „Sündenkrankheit". Der Mensch umkleidete sich nun mit einem dichter und dichter werdenden Stoffesleibe und zog auch die ganze Umwelt, mit der er in enger Geistverbindung lebte, mit hinein in das immer fester werdende materielle Sein. (Wer in dieser Auffas-

sung eine „Naturalisierung der Sünde" sieht, wird zugeben müssen, daß sie schon im Neuen Testament vorliegt, z. B. in der paulinischen Anschauung vom „Fleisch"; wer diese Anschauung ablehnt, sollte jedenfalls offen sagen, daß er sich im Gegensatz zu den Christen früherer Zeiten in Sachen der Weltanschauung für gescheiter hält, als es der Apostel Paulus war; die Anthroposophie muß freilich in einem solchen modern-theologischen Standpunkt eine unberechtigte Überheblichkeit sehen.)

Die „Sündenfall" genannte Sonderung des Menschenwesens von der göttlichen Welt wird in der Anthroposophie keineswegs wie ein heutiger Naturprozeß vorgestellt. Das ist oft und deutlich genug von Dr. Steiner gesagt worden, so daß es die Theologen hätten längst hören können, wenn sie nur wollten. Der Mensch befand sich beim Eintritt des luciferischen Einflusses nach anthroposophischer Anschauung keineswegs im Zustand tierisch-triebhafter Determiniertheit. In dem Vortrag über „Erbsünde und Gnade" sagt Dr. Steiner über diesen Vorgang:

Lucifer drängte sich an den Menschen heran .:. Der Mensch ... konnte doch in anderer Weise, als wir das heute beim Tier bezeichnen, von Lucifer sozusagen in seine Netze gezogen werden.

Dieser luciferische Einfluß wurde dann zur vererbbaren in der ganzen Menschheitsentwicklung fortwirkenden Sündendisposition. Der Vorgang wird im genannten Vortrag folgendermaßen geschildert:

Die ursprüngliche Sünde, die noch im Astralleib haftete, die pflanzte sich nach und nach fort, so daß sie sich den menschlichen vererbbaren Eigenschaften mitteilte als Grund des Heruntersteigens der Menschen von ihren geistigen Höhen zu einer physischen Degeneration. So haben wir in der Tat einen fortwährenden Impuls bekommen durch den Einfluß des Lucifer, den man im allerrichtigsten Sinne als „Erbsünde" bezeichnen muß, denn es vererbt sich das, was da hineinkam durch Lucifer an den Astralleib, von Geschlecht zu Geschlecht.

Diese forterbende Sündenkrankheit führt zwar in der persönlichen Sphäre des Einzelmenschen zur Schuld, an sich kann sie aber nicht ganz in den Schuldbegriff hineingebracht werden. Das hat die katholische Dogmatik richtig erkannt, wenn sie die Erbsünde an sich („ex sese") nicht als Schuld bezeichnet. Die mit dem Sündenfall einsetzende geistige Abwärtsentwicklung des Menschenwesens, die also der Aufwärtsentwicklung der stofflichen Erscheinungsformen des sichtbaren Erdenseins vorangeht, bringt ihm zwar die volle Erdenselbständigkeit und die Möglichkeit der Freiheit, raubt ihm aber mehr und mehr sein ursprüngliches Geistbewußtsein und bedroht seinen ewigen göttlich-geistigen Wesenskern. Die notwendige Gegenwirkung dagegen erfolgte in der Zeit, wo die Abwärtsentwicklung dem Tiefpunkt zusteuerte, durch den Christusimpuls.

4. Die Welterlösung durch den Christus

Die sich in der Menschheit immer weiter ausbreitende Sündenkrankheit bringt dem Menschenleib zunehmende Verstofflichung und damit Tod und Gebrechlichkeit, dem Menschenbewußtsein Verdunkelung der Erinnerung an die geistige Urheimat (Rudolf Steiner betont noch weit stärker als Karl Heim den „Sündenfall der Erkenntnis"), sie bringt aber auch der eng mit dem Menschen verbundenen Erde wachsende Versteifung. Der enge Zusammenhang zwischen Menschheits- und Erdenentwicklung ist nur für den zu verstehen, der sich vorurteilsfrei in die anthroposophische Auffassung der Materie vertieft, die eine weit geistigere ist als die in der heutigen Schulwissenschaft übliche. Der Sündenverfinsterung alles Erdenseins wirkte entgegen das Weltengeisteslicht, das einen neuen Geistkeim hineintrug in die schuldbeladene heilbedürftige Menschensaat. Die Menschheit hätte ihr göttliches Sein und die Erde ihr Geistziel verloren, wenn nicht im entscheidenden Augenblick freiwillig dem göttlichen Heileswillen entsprechend das dem Weltengott wesensgleiche über alle Engelhierarchien — die Engel, Erzengel, Urkräfte, Offenbarer, Weltenkräfte, Weltenlenker, Throne, Cherubime, Seraphime — erhabene Gotteswesen, der Christus, in Jesus von Nazareth als Mensch in die Erdenwelt eingetreten und durch Tod und Todessieg hindurchgegangen wäre. Er, der durch die Himmelfahrt der Herr aller auf Erden wirkenden Himmelskräfte geworden ist, schafft fortgesetzt das geistige Gegengewicht gegen die seit dem luciferischen Einfluß wirkende Erbsünde. Im Unterschied zu allem gnostischen Doketismus wird in der Anthroposophie aufs stärkste betont, daß dieses Heileswirken des Christus nur dadurch möglich wurde, daß der Christus wirklich Mensch wurde und in einen todverwandten Fleischesleib einzog. Das Christusereignis konnte von der sündenkranken Menschheit in keiner Weise herbeigeführt werden; es ist ganz Geschenk der übersinnlichen Welt, im vollsten Sinne Gnade. Diesen Gnadencharakter betont Dr. Steiner in dem Vortrag über Erbsünde und Gnade aufs stärkste; er charakterisiert das Christusereignis als „ein Geschenk für den Menschen, das ohne sein Verdienst an ihn herankommt". Inhaltlich kann auch nach anthroposophischer Auffassung die erlösende Tat Christi durchaus als „Sündenvergebung" bezeichnet werden, wenn man die Vergebung nur nicht als rein juristischen Akt auffaßt, sondern zugleich als „Sündenheilung".

5. Der wahre Sinn der Sündenvergebung

„Mit wahrem Christentum ist der Begriff der Sündenvergebung durchaus verbunden." Mit diesen Worten erkennt Rudolf Steiner im Zyklus „Christus und die menschliche Seele" die grundlegende Bedeutung der Sündenvergebung für das Christentum an. Dabei erhebt sich freilich sofort die Frage, die Dr. Steiner selbst aufwirft, wie die Sündenvergebung mit der anthroposophischen Karmaauffassung vereinbar ist. Sie wird beantwortet durch die anthroposophische Unterscheidung von objektiver und subjektiver Sünde. Im Zyklus „Christus und die menschliche Seele" wird zu diesem Problem gesagt:

Die Schuld, die wir auf uns laden, die ist ja nicht bloß unsere Tatsache, das müssen wir jetzt unterscheiden, sondern sie ist eine objektive Weltentatsache, sie ist etwas auch für die Welt.

Das wird nur dem einleuchten, der sich die geistigere Anschauung von der Natur, wie sie die Anthroposophie im Unterschied zur herrschenden Naturwissenschaft vertritt, zu eigen zu machen und den Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Geistorganismus der Erde zu verstehen vermag. Dem wird es klar, daß fortgesetzt todbringende Unheilskräfte als Auswirkungen der Sündenkrankheit in das Geistige der ganzen Erde einströmen, wodurch die Sünde eben aus einer subjektiven Angelegenheit zur objektiven Weltentatsache wird. Deshalb sehnt sich auch die ganze Erdenwelt nach der „Offenbarung der Gottessöhne", die die menschlichen Unheilsströmungen weihehandelnd in Erdenheil zu verwandeln berufen sind. „Sündenvergebung" in dem orthodoxen, aber nicht biblischen Sinne, daß jede Verfehlung mit all ihren Folgen in dem Augenblick der Vergebung wie völlig ungeschehen betrachtet werden kann, muß von anthroposophischem Gesichtspunkt allerdings abgelehnt werden. Diese bequeme Art, seine Verfehlungen durch Vergebung immer wieder gänzlich loszuwerden, gibt es nicht im Weltgeschehen, und kein moralisch ringender, strebend sich bemühender Mensch kann im Ernst eine solche allem Geistesstreben höchst gefährliche, des heiligen Geistes unwürdige Welteinrichtung auch nur wünschen. Dr. Steiner sagt dazu im Zyklus „Christus und die menschliche Seele":

Nehmen Sie an, irgend Jemand habe ein Unrecht getan; in dem Augenblick, wo er dieses Unrecht tun konnte, ist er unvollkommener als wenn er es nicht getan hätte, und er kann den Grad von Vollkommenheit erst wieder erringen, den er hatte bevor er das Unrecht tat, wenn er das Unrecht ausgleicht. Er muß also wünschen, das Unrecht auszugleichen.

Das aber geschieht dem Karma gemäß. Das Schicksalsgesetz wird nicht durch eine dem Egoismus bequeme Sündenvergebung aufgehoben:

So hat es mit dem Karma durchaus seine Richtigkeit, daß uns gewissermaßen kein Heller nachgelassen wird, daß wir alles bezahlen müssen.

Trotzdem behält die rechtverstandene Sündenvergebung durchaus ihren tiefen Sinn eben im Blick auf die Sünde als objektive Weltentatsache. Als objektive Weltentatsache bleibt die Sünde trotz karmischen Ausgleiches bestehen, für das Weltgeschehen kann sie nur der Christus unwirksam machen. Dieses Unwirksammachen unserer Weltenschuld — das ist der tiefe Sinn der christlichen Sündenvergebung. Rudolf Steiner sagt ausdrücklich:

Den Makel, den wir uns selbst zugefügt haben, gleichen wir im Karma aus, aber die objektive Weltentatsache, die bleibt bestehen, die können wir nicht auslöschen dadurch, daß wir uns selbst die Unvollkommenheit nehmen. Wir müssen unterscheiden: die Folgen einer Sünde für uns selbst und die Folgen einer Sünde für den objektiven Weltengang. Das ist außerordentlich wichtig, daß wir diese Unterscheidung machen. In bezug auf die Wirkungen einer Schuld in der geistigen Welt tritt der Christus ein, der diese Schuld in sein Reich hinübernimmt und weiterträgt.

Dieses die objektive Weltenschuld wegnehmende Heileswirken Christi gewann eine Bedeutung auch für die vor dem Mysterium von Golgatha verstorbenen Seelen, die infolge der Sündenverfinsterung beim Durchgang durch die Pforte des Todes ihr göttliches Sein und ihre volle Ichbewußtheit verloren hatten und dem „zweiten Tode" verfallen waren. Durch das in der kirchlichen Überlieferung „Höllenfahrt" genannte Eingehen Christi in die Totenwelt „hat er auch etwas getan für die Seelen, die Schuld und Sünde in den vorhergehenden Zeiten auf sich geladen haben".

Die Tilgung der objektiven Weltenschuld durch den Christus hat auch eine höchst reale Bedeutung für die Erde:

Stellen wir uns einmal vor, daß alle Schuld geblieben wäre in der Erde, daß alle Schuld wirken würde in der Erde. Alles dasjenige, was für die Erde sich anhäufen würde als Schuld, das würde die Erde in die Finsternis verstoßen und wir würden keinen Planeten haben zur Weiterentwicklung ... Wenn der Christus denjenigen, die in seinem Geiste wirken, gewissermaßen den Auftrag gegeben hat, Sünden zu vergeben, so ist damit nie und nimmer gemeint, Karma zu beeinträchtigen, wohl aber ist gemeint, daß gerettet wird das Erdenreich für denjenigen, der mit Christus in Beziehung steht, vor den geistigen Folgen der Schuld und Sünde, die objektive Tatsachen sind, auch wenn sie im späteren Karma ausgeglichen worden sind... Unsägliches Leid müßte man mittragen, wenn nicht ein Wesen sich mit der Erde verbunden hätte, welches das, was von uns nicht mehr abgeändert werden kann, für die Erde ungeschehen macht. Dieses Wesen ist der Christus.

Die heilbringende Lebensverbindung mit dem Christus kommt nicht ohne des Menschen Zutun zustande. Dr. Steiner sagt darüber:

Der Mensch muß sich erfüllen in seiner Seele mit dem Substanzgehalt der Christuswesenheit; er muß gleichsam von dem Christus in seine Seele etwas aufgenommen haben, so daß der Christus in ihm wirksam ist und ihn hinaufträgt in ein Reich, in dem der Mensch zwar nicht die Macht hat, sein Karma unwirksam zu machen, aber in dem durch den Christus das geschieht, daß unsere Schuld und Sünde getilgt wird für unsere Außenwelt.

Diese Herstellung der Lebensverbindung mit dem Christus wird im Vortrag über Erbsünde und Gnade noch genauer charakterisiert in seiner psychologischen Struktur. Da heißt es:

Da muß der Mensch in den geistigen Höhen eine Persönlichkeit anziehen können, die innerlich persönlich ist, wie die Persönlichkeit unten im Fleische ist. Und was ist das für eine Persönlichkeit, die der Mensch anziehen muß, wenn er hinaufsteigen will in das Geistige? Das ist der Christus!

Die Frucht der Wesensverbindung mit Christus ist die Liebe. Im Zyklus „Christus und die menschliche Seele" wird von der Liebe gesagt:

Nicht Wille und nicht Weisheit können dem Menschen geben, was er braucht; geben kann dem Menschen das, was er braucht, allein die Liebe ... Wille wurde gegeben aus dem brennenden Dornbusch, Wille wurde gegeben durch die Gebote. Weisheit wurde gegeben durch die Mysterien. Die Liebe aber wurde gegeben, indem der Gott Mensch geworden ist in dem Christus Jesus.

Was Rudolf Steiner als die Lebensverbindung mit dem Christus beschreibt, ist inhaltlich durchaus das, was im Neuen Testament und auch in der ursprünglichen von Luther gemeinten evangelischen Auffassung der „Glaube" ist. Glauben im biblisch-evangelischen Sinne heißt doch nichts Anderes als aus der Kraft des Christus leben. Wenn das Wort „Glaube" in der Anthroposophie im allgemeinen vermieden wird, so hat das seinen guten Grund darin, daß man es heute in der Regel im Gegensatz zum Wissen gebraucht. Auf theologischer Seite meinen ja nicht wenige, zum rechten Glaube gehöre unbedingt das Nichterkennen, ja sogar die unauflösliche Paradoxie, zu deutsch der Widersinn. Es wird sich aber zeigen, daß das auf Christus gegründete Lebensvertrauen im Zeitalter der Bewußtseinsseele nicht dadurch immer mehr wächst, daß man immer weniger von ihm wissen will und aus der Not des Nichterkennens eine Tugend macht. Er ist uns nun einmal von Gott nicht nur gemacht zur Gerechtigkeit, sondern auch zur Weisheit. Wenn Christum erkennen heißt „seine Wohltaten erkennen", so wird der, der ihn wirklich erkennen will, nicht die Augen verschließen dürfen vor dem durch die Anthroposophie unserer Zeit erschlossenen kosmischen Heilwirken des Christus; denn in ihm offenbaren sich uns die höchsten Wohltaten Christi, seine Wohltaten für die ganze Welt!

Wirklich: daß die recht verstandene anthroposophische Anschauung vom kosmischen Heilwirken des Christus auch den religiösen Grundinteressen der lutherischen Rechtfertigungslehre entspricht, soll man nicht länger bestreiten. Worauf kam es Luther bei dieser Lehre, wenn wir sie der historisch bedingten Form entkleiden, religiös hauptsächlich an? Zunächst darauf, daß der Mensch die Gerechtigkeit vor Gott nicht durch gute Werke, sondern allein durch die Lebensverbindung mit dem Christus gewinnt. In der charakterisierten anthroposophischen Anschauung von der Schuld als einer objektiven Weltentatsache, die nur der Christus beseitigen kann, findet diese religiöse Überzeugung ihre anthroposophische Bestätigung und zeitgemäße erkenntnismäßige Klärung. Die lutherische Rechtfertigungslehre legt ferner Wert darauf, daß der Mensch sich während seines ganzen Erdenlebens vor Gott als Sünder weiß. Für den, der erkannt hat, wie er — solange er den Fleischesleib an sich trägt — dauernd Unheil in das Geistige der Erde und damit der ganzen Welt einströmen läßt, ist das eine Selbstverständlichkeit; er weiß, daß er dem Weltengotte gegenüber durchaus ein „unnützer Knecht" bleibt, auch wenn er alles nur irgend Mögliche zum karmischen Ausgleich getan hat. Wenn Luther sagt: „Selbst wenn wir keine Sünde bei uns finden, müssen wir doch glauben, daß wir Sünder sind" (zitiert nach Martin Rade: „Luther in Worten aus seinen Werken" S. 9), so wird das durch Anthroposophie durchaus bestätigt und erkenntnismäßig geklärt. Wer die Auswirkungen des Sünden-Einflusses in der Menschheitsentwicklung kennt, weiß, daß unter allen Umständen im Fleisch „nichts Gutes" wohnt und in dem Maße, in dem er das kosmische Heilwirken des Christus erkennt, durchschaut er auch das kosmische Unheilwirken, das ausgeht vom sündigen Menschenwesen. Die Anthroposophie schließt — wenn sie recht verstanden wird — das Genießen der eigenen Heiligkeit unbedingt aus; sie ruft mit Notwendigkeit die Einsicht hervor, die in der Menschenweihehandlung der Christengemeinschaft ihren Ausdruck findet in den Gebetsworten:

Wir können vor Dir nicht Werke tun; wir möchten vor Dir die Sünde besiegen durch Christus, durch den Du, o Vatergott, schaffest, gesundest und durchseelest.

Sündenerkenntnis ohne Heiligung ist freilich wertlos. Es darf nicht vergessen werden, daß Gott ebenso unsere Heiligung will. Luther hat auch die Sündenerkenntnis und die Gewißheit der Sündenvergebung (die „Heilsgewißheit") nur betont als Kraftquelle für die Heiligung. Mit Recht hat Holl gegenüber Gogarten betont (in der CW 1924 Nr. 18/19): „Für Luther ist es bei der Rechtfertigungslehre wesentlich, daß derjenige, den Gott aus freier Gnade in das Verhältnis setzt, in diesem Verhältnis auch wirklich gerecht wird"; richtig hat Holl auch erkannt, daß das auch nach Luther dadurch geschieht, daß der Christus „der Auferstandene ist, der lebendig im Herzen der Gläubigen wirkt".

Das letzte Ziel erreicht nach anthroposophischer wie nach biblischer Anschauung das Erlöserwirken des Christus dann, wenn mit der Vergeistigung der Erde (dem Hinübergehen der Erde in den sogenannten „Jupiterzustand") auch die Leiblichkeit vergeistigt wird, indem der Christus dann alles, was vom Menschen eingeflossen ist ins geistige Erdendasein, für jeden Menschen zusammenfügt zu einem neuen für die „neue Erde" geeigneten Geistleib. Dr. Steiner sagt davon: „Unsere sämtlichen Erdeninkarnationen sind dann zu einem Geistesleib vereinigt." „Wir werden dastehen vor unseren vom Christus gesammelten Erdenresten und werden uns mit ihnen zu vereinigen haben..." „Auferstehen werden wir im Leibe!"

Nürnberg Karl Ludwig

Amerikanische Reiseeindrücke

10. Erziehungsmächte: Symbole und Ideale

Die Vereinigten Staaten haben wie jede Nation ihre nationalen Wahrzeichen. Die werden drüben mit der Leidenschaft eines jungen Volkes verehrt. Flaggenkultus und Freiheitsgefühl, Begeisterung für die geschichtlichen Erinnerungen an die großen Präsidenten und die stolzen Traditionen der „Mayflower" sind zunächst einfach die Parallelen zu den Wahrzeichen europäischer Völker. Aber der Hintergrund des Landes und der werdenden Nation, den wir geschildert haben, läßt die Symbole Amerikas noch in einem anderen Lichte erscheinen. Sie sind weniger Sinnbilder geschichtlicher Erinnerung als vielmehr Losungen auf die Zukunft hin, aufgehißte Standarten, um die heiß gekämpft wird. Sie deuten nicht eigentlich einen geschichtlich gereiften Charakter an, sondern verkörpern eher Hauptprobleme eines eben noch heranwachsenden Volkes. Es sind Fragen, auf die verschiedene Antworten gegeben werden, und an denen das amerikanische Volk immer wieder in zwei feindliche Lager auseinanderzubrechen droht. Gibt der Boden Anlaß, von „unbegrenzten Möglichkeiten" zu sprechen, so erscheint von seinen Idealen her gesehen Amerika als das Land der unausgeglichenen Gegensätze.

Als erstes Symbol amerikanischer Nationalität grüßt den Einreisenden die Freiheitsstatue im Hafen von New-York. „Liberty" — das Zauberwort, das Millionen über den Ozean hinübergelockt hat, und doch ein Zeichen, dem widersprochen wird! Wie oft streiten die Einwanderer drüben, ob sie nun wirklich mehr Freiheit als im alten Europa gewonnen, oder ob sie nicht am Ende bloß die eine Fessel mit einer anderen, womöglich noch schimpflicheren vertauscht haben! Der einzelne Mensch wird ohne Rücksicht auf Kaste und Stand gleich wie die anderen behandelt, — aber er muß dem „Standard" des Lebens unweigerlich Gehorsam leisten. Die unterdrückten Stände und Rassen sind frei erklärt und genießen das volle Bürgerrecht, — aber es gibt einen Terror des Kapitals gegen die Arbeiterschaft, des weißen Mannes gegen die schwarzen, der Gesellschaft gegen den einzelnen Menschen. Und wenn man sich auch in diesen sozialen Beziehungen schließlich noch zurechtfinden kann, so taucht an anderen Stellen die Spannung zwischen Autorität und Freiheit um so mächtiger auf. Das Prohibitionsgesetz hat die uralte Menschheitsfrage nach dem Verhältnis von Freiheit und Bindung in Gestalt schroffsten politischen Kampfes zur öffentlichen Diskussion gestellt.

Im engeren politischen Sinn berührt sich dieser Konflikt mit der Frage nach dem Wesen der Demokratie. Man muß hier alle europäischen Ressentiments vergessen, um zu verstehen. Weder unsere rechtspolitische Voreingenommenheit gegen sie, noch unsere linkspolitische Verteidigung der Demokratie verhilft zum Verständnis ihrer amerikanischen Form. Sie wird einem eher klar an dem Kultus, der den großen Präsidenten Washington und Lincoln dargebracht wird. Angesichts der unbeschreiblichen Verehrung, die der Amerikaner diesen Vätern seines Landes zollt, versagt unser Begriffsspiel von Autokratie und Demokratie. Masse und Führer begegnen sich in diesen Gestalten so völlig, daß die Spannung aufgehoben zu sein scheint. Auch dem jeweils amtierenden Präsidenten teilt sich ein gut Teil ihrer Gloriole mit. Die Staatsverfassung gibt dem Präsidenten Vollmachten, die weit hinausgehen über das Maß der Rechte europäischer Monarchen. Und selbst noch in dem „Star-System", das in Presse, Kino, Bühne, Universität und Kirche herrscht, kehrt die Erscheinung wieder, daß die demokratische Masse sich durch Personenkultus gleichsam freiwillig und absichtlich einer diktatorischen Führerschaft unterordnet. Natürlich löst sich nur in seltenen Fällen die Spannung so harmonisch auf, wie in der Gestalt eines Lincoln. Meistens bleibt es bei dem widerspruchsvollen Bild einer Öffentlichkeit, die zwischen demokratischer Einebnung und maßlosem Personenkultus hin und herschwankt.

Zum Glauben an die Demokratie gesellt sich das Bekenntnis zur Republik. Sein Sinnbild ist die Flagge, das Sternenbanner. Wie die 48 Sterne sich in ihr zu einem Ganzen zusammenschließen, so haben sich die 48 Staaten der Union über einen Kontinent hin zusammengeschlossen. Natürlich lebt in dieser Flagge alles, was nationales Selbstbewußtsein auch in Europa an Empfindungen kennt. Aber es lebt noch ein anderes darin: ein programmatischer Anspruch auf schlechthinige Gültigkeit für alle Menschen. Denn mit der nationalistischen Anbetung seiner Flagge verbindet der Amerikaner in einer uns Europäern unfaßlichen Weise den Gedanken an die Menschheit überhaupt. Er glaubt an die Vorbildlichkeit seiner Ideale und fühlt sich irgendwie mit einer Weltmission betraut. Welches aber die besondere Füllung der Flaggenideale sein soll, von welcher Seite her die Spannung zwischen Nationalstaat und Völkerbund aufgehoben wird, ob der Pazifist oder der Militarist in der Union und darüber hinaus maßgebend sein soll, diese Frage steht noch offen. An jedem Waffenstillstandstag streiten sich die beiden Auffassungen miteinander, und bald wird der Tag als Erinnerung an Sieg und nationale Macht, bald als Kundgebung für Friede und Versöhnung gefeiert. Über beiden Lagern weht das Sternenbanner, beide kämpfen dafür, daß künftighin ihre Ideale sich mit dieser Flagge verbinden. Aber der Streit ist noch im Gange und wird vermutlich an Schärfe zunehmen.

So steht es schließlich auch mit jener großen Überlieferung, die von dem Geist der „Mayflower" das Wesen amerikanischer Gesinnung herleitet. Die Pilgerväter, die jenen denkwürdigen Kompakt 1620 schlossen, gedachten ein christliches Gemeinwesen zu gründen. Auch sie hatten ihre Vorstellung von Freiheit; aber diese Freiheitsidee war nicht gefüllt mit den Idealen der Humanität; sie besaß nicht den profanen Wesenszug, den die französische Revolution dem Freiheitskampf der unterdrückten Klas-

sen und Völker mitgeteilt hat. Die Freiheit der Puritaner war von vornherein mit einem anderen, ausgesprochen positiven Sinn erfüllt, sie war Wille zu konsequentem Christentum. Nicht „frei von etwas", sondern „frei zu etwas" wollten sie sein. Die innere Spannung zwischen dem Wovon und Wozu in jeder Freiheitsbewegung lebt noch heute ungelöst weiter. Der Kampf um Einführung des Religionsunterrichts in das öffentliche Schulwesen ist ein Beleg dafür. Die Gegner des Religionsunterrichts deuten den Freiheitsbegriff der amerikanischen Verfassung als Freiheit von jeglicher religiösen Bindung. Die Anhänger des obligatorischen Religionsunterrichts hingegen deuten die Freiheit im Sinn des auf der Mayflower geschlossenen Vertrags. Frei sein soll Amerika zur Organisation einer christianisierten Öffentlichkeit. Es soll im Unterschied von den historischen Belastungen Europas immer die Möglichkeit haben, die als wahr und gut erkannten Prinzipien im öffentlichen Leben durchzuführen. Nur wenn es Pionier christlicher Zivilisation bleibt, hat Amerika ein Recht auf Dasein. Das sind die Gedankengänge im christlichen Lager. So geht unentschieden der Kampf weiter, der sich geschichtlich aus der doppelten Herkunft des Freiheitsideals erklären läßt. Die Freiheitsstatue, ein Geschenk Frankreichs an die Schwesterrepublik, meint eine andere Freiheit, als die frommen Väter von Massachusetts sie verstanden. Ja dieser Konflikt liegt im Wesen der Freiheit selbst. Besteht doch immer eine Spannung zwischen dem Wovon und dem Wozu im Freiheitsideal. Sie nimmt nur in Amerika die Form einer besonders leidenschaftlichen Auseinandersetzung an.

So ist es überhaupt drüben mit den großen in der Seele des Menschen veranlagten Gegensätzen. Sie sind überall spürbar auch bei uns, aber der Grad von Schroffheit, den die Gegensätzlichkeit der Kräftegruppen in Amerika annimmt, übertrifft alle unsere gewohnten Maßstäbe. Nahe beieinander, ja oft in einem und demselben Menschen wohnen Edelmut und Brutalität, kalte Berechnung und Empfindsamkeit, Selbstsucht und Begeisterung. Man hat von den Asiaten gesagt, sie besäßen eine Galerieseele, d. h. sie seien imstande, gleichzeitig mehrere Arten innerer Einstellung zu bekunden, wo ein Europäer nur noch einander ausschließende Gegensätze wahrzunehmen vermag. Etwas Ähnliches begegnet einem europäischen Beobachter, so oft er amerikanisches Seelentum studiert. Die Spannung zwischen den verschiedenen Kräften, insbesondere die Spannung zwischen den polaren Möglichkeiten, mit denen der Mensch auf die eigentlichen Lebensfragen antworten kann, ist in Amerika ungewöhnlich groß. Es handelt sich um genau dieselbe Tatsache, nur gespiegelt in einer anderen Betrachtung, wenn man von der amerikanischen „Dynamis" spricht. Denn Kraft beruht ja auf Spannungen, und je größer die Spannung, desto größer auch die Kraft. Es fragt sich nur, bis zu welchem Punkte die Spannung erträglich ist. In gesundem Leben tritt zwischen den Spannungspolen in rhythmischer Regelmäßigkeit Entladung ein. Einem gesunden Organismus gelingt es immer wieder, die Spannung in fruchtbare Kraft, in die „Dynamik" des Wachstums, umzusetzen. Die Spannung kann jedoch auch so groß werden, daß sie sich der Leitung gesunder Lebenstriebe entzieht und willkürlich ausbricht, das Leben gefährdend, das Geformte sprengend wie „Dynamit".

Noch scheint nicht klar zu sein, wie die im amerikanischen Volkstum vorhandenen Spannungen sich entwickeln werden. Wird es gelingen, sie in Kräfte fruchtbarer Arbeit zu verwandeln? Oder werden sie in wilden Entladungen noch schwere Krisen über Amerika heraufführen? Wird die Dynamis des werdenden Amerika sich zentripetal oder zentrifugal auswirken?

An dieser Stelle genießen die europäischen Völker ohne Zweifel einen geschichtlichen Vorteil. Sie haben in der Hauptsache die Synthese zwischen gegensätzlichen Kräften gefunden. Zwar schwebt dafür über ihrem Haupt eine andere Gefahr: sie neigen dazu, eine einmal gefundene Synthese starrsinnig festzuhalten, wie wenn sie für alle Zeiten gültig sein müßte. Ihr Leben schlägt zaghafter und matter als der Puls Amerikas. Dieses leidet umgekehrt an der Unsicherheit seiner seelischen Zukunft. Groß ist an ihm, daß es im Werden begriffen noch ringt um die Synthese der Kräfte; aber unsicher schreitet es vorwärts, ohne zu wissen, wohin seine seelischen Spannungen es noch einmal führen werden.

Damit ist eine Schicksalsgemeinschaft zwischen Europa und Amerika festgestellt. Mag der Grad der Spannung bei beiden noch so verschieden sein, das Kräftespiel selbst ist das gleiche. Amerika führt dasselbe Leben wie wir, nur gleichsam zurückdatiert in die Zeit jugendlicher Entwicklungsstürme. Amerika ist deshalb — und gerade nach seinen schlimmsten Seiten — nichts anderes als ein demaskiertes Europa. Es hält uns einen Spiegel vor, in dem wir sehen können, welches „Dynamit" im europäischen Wesen liegt, und wie gefährlich diese europäische Sprengkraft für die Welt werden kann, sobald die großen geschichtlichen Bindungen und Synthesen wegfallen. So bleibt uns zuletzt noch die eine Frage gestellt: ob sich schon heute Anzeichen dafür finden, inwieweit auch Amerika die lebensnotwendigen Synthesen, natürlich in seiner Weise, finden wird.

Gießen Heinrich Frick

Die Kirchenwahlen in Baden

Das Aufsehen, das die letzten badischen Kirchenwahlen in ganz Deutschland erregten, hat seinen Grund in der großen Stimmenzunahme der evangelischen Sozialisten. Die religiösen Sozialisten Badens unterscheiden sich von denen in Norddeutschland durch ihre stark betonte kirchliche Einstellung. Sie wollen die Kirche für die Gedanken des religiösen Sozialismus erobern. Sie wollen nicht nur theoretisch wie der Kreis um Tillich und Mennicke den religiösen Sozialismus pflegen, sondern seine Kraft soll sich im Alltag erweisen.

Seit sieben Jahren wirkt in diesem Sinne der Volkskirchenbund evangelischer Sozialisten in Baden. Das große Fragezeichen stand bei seiner Gründung vor ihm: Werden die sozialistischen Massen für den religiösen Sozialismus gewonnen werden können? Zwar ist in Baden die Kirchenaustrittsbewegung nur bei den politischen Führern der Arbeiterschaft in Erscheinung getreten, die Masse verharrte noch in dumpfer Gleichgültigkeit in der Kirche. Aber die Gleichgültigkeit war doch so stark, daß im ersten Jahr der Gründung des Volkskirchenbundes kaum ein Echo unter der Masse des Proletariats zu finden war. Zu sehr war die städtische Bevölkerung in Abhängigkeit von der sozialistischen Tagespresse, die der Bewegung des religiösen Sozialismus nicht ablehnend gegenüber stand, aber auch noch nicht recht wußte, was sie mit der neuen Bewegung anfangen sollte. Da Sozialdemokratie und Zentrum bis zum heutigen Tage in engster Koalition stehen, richtete sich der Kampf der sozialdemokratischen Tagespresse vor allem gegen die evangelische Kirche, die frei und offen für den monarchischen Staat eintrat.

Die Führung des Volkskirchenbundes erkannte frühzeitig, daß der Weg zum Erfolg über das Dorf führt. Das badische Industriedorf hat keine großstädtischen Proletariertypen; der Industriearbeiter ist der Fortsetzer jener Kleinbauernschicht, die zur Industrie übergeht, weil die Kinder des Kleinbauern sich auf dem väterlichen Boden nicht mehr ernähren können. Sie behalten aber noch ihren Acker, wohl auch ihr Häuschen, und nehmen mit diesem Kleinbesitz auch die kirchliche Tradition mit in ihr Industriearbeiterleben mit hinüber. Obwohl der gewöhnlich deutschnationale Pfarrer sie aus der Kirche hinaus-

gepredigt hat, empfinden sie es als gesellschaftlichen Mangel, kirchlich nicht als vollwertige Bürger angesehen zu werden. Diese Kreise begrüßten den religiösen Sozialismus, weil er ihnen stimmungsmäßig das brachte, was sie unbewußt in sich trugen.

Aus den Industriedörfern ging der religiöse Sozialismus in die Stadt über. Bekanntlich sind die Städte steril und leben nur vom Zustrom aus dörflichen Gemeinden. Diese in die Stadt Zugezogenen, deren Wiege noch draußen im Dorfe stand, sind bis zum heutigen Tag die Träger des religiösen Sozialismus. Von diesen Schichten aus, wo die kirchliche Tradition ebenfalls noch eine Rolle spielt, stieß der religiöse Sozialismus in das eigentliche Proletariat vor. In Fabrik und Werkstatt wird vom religiösen Sozialisten mit Achtung gesprochen. Er steht im politischen und gewerkschaftlichen Kampf mit an erster Stelle. Das ist vielleicht das Entscheidende: Alle Funktionäre der religiösen Sozialisten sind auch Mitglieder der sozialdemokratischen Partei. Durch diese Tatsache wurde das bestehende Mißtrauen überwunden, das die Arbeit so schwer machte.

Also die Anhänger des religiösen Sozialismus sind Bevölkerungsschichten, die von der Kirche nicht mehr erreicht wurden. Durch die religiös-sozialistische Bewegung kamen sie wieder mit kirchlichen und religiösen Fragen in engere Fühlung. Von der Kirche aus gesehen, kann das als Erfolg gebucht werden. Man sollte meinen, daß das Kirchenregiment eine solche Entwicklung mit Freuden begrüßte. Dazu ist aber der badische Oberkirchenrat zu sehr positiv-parteiisch eingestellt. Er sieht seine Machtstellung bestürmt, und das genügt, um der religiös-sozialistischen Bewegung alle erdenklichen Schikanen zu bereiten.

Man darf aber nicht glauben, daß der religiöse Sozialismus in liberal-theologischem Fahrwasser segle. Er ist in Baden im großen und ganzen eine Laienbewegung, die jenseits von positiv und liberal steht.

Die Pfarrer, vor allem die Positiven, bekämpfen die ganze Bewegung. Nur drei Pfarrer stehen bei den religiösen Sozialisten. Trotzdem die Sozialisten nur einen Teil der evangelischen Arbeiterschaft an die Wahlurne bringen konnten, wäre ihr Sieg noch größer gewesen, wenn nicht das Bauerndorf, das fest in der Hand der positiven Geistlichen ist, mobilisiert worden wäre. So geht die positive Gruppe an Mandaten geschwächt, aber nicht an Stimmen, aus der Wahl hervor. Sie hat noch eine knappe Mehrheit, muß aber mit einer verstärkten Opposition in der Synode rechnen. Da die Liberalen ungeschwächt in die Synode zurückkehren und sie von der positiven Mehrheit ebenso stark bekämpft wurden wie der religiöse Sozialismus, erreicht die Opposition sogar eine ziemliche Stärke.

Bis jetzt einzigartig in Deutschland ist es, daß ein Sozialdemokrat auf Grund des Wahlergebnisses in die Kirchenregierung einzieht. Da die Pfarrer sich kaum an der Bewegung beteiligen, wird es ein Laie sein. Wie in Baden die religiös-sozialistische Bewegung von ganz Deutschland am stärksten ist — hier erscheint auch das Blatt der deutschen religiösen Sozialisten *) — so wird auch zum ersten Male in die Kirchenregierung einer deutschen Landeskirche ein Vertreter jener Schicht einkehren, die für das industrielle Deutschland die Trägerin der deutschen Zukunft ist. Aus der Südwestecke des Reiches strömten am stärksten die liberalen und demokratischen Gedanken im letzten Jahrhundert in unser Volk ein. Zeigt uns Baden im zwanzigsten Jahrhundert auf kirchenpolitischem Gebiet den Weg?

Karlsruhe Heinrich Dietrich

*) Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes. Herausgegeben vom Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands. Verlag Volkskirchenbund Karlsruhe, Karlsruhe-Rüppur, Blütenweg 29. 1.20 M. vierteljährlich. — Ein Bericht über die Meersburger Tagung (s. u. Sp. 877) folgt in nächster Nummer. D H

Der Mißerfolg der Strafrechtspflege

In der Nummer 14 der Christlichen Welt behandelt Karl Grohmann-Zwickau unter dem angegebenen Titel die Gründe, warum der Strafvollzug seine Aufgabe bisher nicht erfüllt hat. Diese Ausführungen bedürfen der Erwiderung, einmal weil der Verfasser ein erfahrener, langjähriger Strafanstaltsdirektor (jetzt im Ruhestand) ist, und zweitens weil seine Beweisführung geeignet ist, auf weite Kreise Eindruck zu machen.

Grohmann meint, der Strafvollzug könne nicht die Besserung oder Sozialmachung des Gefangenen erreichen. Weder die Beamten des Strafvollzugs noch die Geistlichen oder Sozialbeamten, soweit sie in den Dienst der Gefängnisverwaltung gestellt seien, hätten die Fähigkeit dazu. Nur die ganz frei von jeder Einordnung in die Aufgaben des Strafvollzugs gestellten und für ihren Beruf sachkundig ausgebildeten in Seelsorge und Wohlfahrt an den Gefangenen aus innerer Liebe tätigen Menschen würden die Kraft haben, den Gefangenen wirklich für das Leben in der Freiheit tauglich zu machen. Der Strafvollzug selbst müsse „Strafe" bleiben, d. h. Übelszufügung und Zwangsbehandlung. Daher sei es unmöglich, aus den Gefängnissen Erziehungsanstalten zu machen — denn jeder Zwang stehe im Widerspruch zu der freiwilligen Hingabe und Bindung an den Erzieher, die allein charakterumbildend wirken könne. So sei Wichern gescheitert ebenso wie Krohne und auch Amerika mit seinen Reformatories sei den Beweis dafür schuldig geblieben, daß die von ihm angewendeten Methoden wirklich erzieherisch gewirkt hätten. —

Diese Ausführungen klingen psychologisch sehr einleuchtend. Und doch muß aus den Erfahrungen der Vergangenheit gegen sie protestiert werden. Dafür sind gerade die Reformversuche Wicherns ein schlagender Beweis. Wichern stand nämlich auf dem gleichen Standpunkt wie Grohmann insofern, als auch er glaubte, die Aufgaben des Strafvollzugs und der Seelsorge an Gefangenen müßten vollkommen getrennte Wege gehen. Die staatliche Strafe habe nichts mit „Besserung" der Gefangenen zu tun, — ihre Aufgabe sei es, vergeltende Gerechtigkeit zu üben, und sie habe nur dafür zu sorgen, daß der Gefangene nicht durch den Strafvollzug verschlechtert werde. Aber unabhängig vom Staat müßte die Liebestätigkeit der Kirche oder der in der christlichen Gemeinde tätigen persönlichen Kräfte, die vom Staat zu schlagenden Wunden wieder heilen. Die Träger dieser spezifischen Rettungsarbeit sollten die im Rauhen Hause ausgebildeten Brüder sein. Wichern erkannte richtig, daß aufrichtenden und umwandelnden Einfluß auf Gefangene nur Menschen ausüben könnten, die sich für diese Aufgabe von innen heraus berufen fühlten. Es handle sich nicht um „Anstellung, sondern um Aufopferung".

Die Gefängnisreform Wicherns ist gescheitert. Sie mußte scheitern, weil es unmöglich ist, gleichzeitig die Erziehung aus den Aufgaben des Strafvollzugs zu entfernen, ihn auf pönale und polizeilich-verwaltungstechnische Funktionen einzuengen und andererseits im Widerspruch dazu besondere Organe für eine Erziehungsarbeit einzusetzen. Gerade weil Wichern im Wesentlichen, wie Grohmann, Strafe und Erziehung als unvereinbare Größen, mit selbständigen einander entgegengesetzten Zielen behandeln wollte, mußte die Erziehung durch die „Brüder" ein Fremdkörper bleiben, der sich auf die Dauer gegenüber der staatlichen Macht der strafenden Organe nicht halten konnte. Genau den gleichen verhängnisvollen Fehler weisen aber die Vorschläge Grohmanns auf. Er hat offenbar in seiner Tätigkeit als Gefängnisdirektor immer wieder die Enttäuschung erlebt, daß die üblichen, niemals nach Gesichtspunkten der Fähigkeit zur erzieherischen Menschenbehandlung ausgesuchten Strafvollzugsbeamten nur Ordnung und äußere Disziplin er-

reichen, ganz gewiß nie die Seele des Gefangenen erfassen, aufrichten und umwandeln können. Und er macht aus seinen persönlichen Enttäuschungen nun, wie es zu gehen pflegt, ein System: Die Strafe selbst kann nicht erziehen!

Aber Erziehung ist nicht etwas, was nebenher neben einem auf andere Ziele eingestellten Strafvollzug einem Gefangenen beigebracht werden kann. Sie kann auch nicht in freiwillig geübter Seelsorge und Wohlfahrtspflege an den Gefangenen herantreten oder gar ihre Wirksamkeit erst ausüben, wenn sich die Tore des Gefängnisses wieder öffnen. Gewiß kann man einem Menschen nach der Entlassung helfen: sich um Arbeit für ihn bemühen oder ihn unter die pflegende Hand karitativer Verbände stellen, die ihn vor den Gefahren der Freiheit zu behüten verstehen. Unendlich viel wird durch eine solche Tätigkeit schon heute gebessert. Man hat gar nicht mehr das Recht, von einem „Mißerfolg der Strafrechtspflege" zu sprechen, wenn man bedenkt, daß trotz der unheilvollen Einflüsse von Krieg, Inflation und Arbeitsnot die Zahlen der Kriminalität trotzdem schon seit länger als einem Jahre erheblich zurückgegangen sind! Aber eine solche günstige Wirkung kann nur erreicht werden durch eine einheitliche, zusammenwirkende, dem gleichen Ziel zustrebende Arbeit von Strafvollzugs- und Wohlfahrtsorganen. Gerade diese Einheitlichkeit, die allein das Geheimnis des Erfolges verbürgt, wird bei dem von Grohmann empfohlenen Weg zerschlagen. „Die Einheitlichkeit fehlt" — sagt er (a. a. O. Sp. 686). „Vom arretierenden Gendarm an durch alle Instanzen der Gerichte und des Strafvollzugs wird der Verbrecherische mit Vorwürfen und Ratschlägen bedacht, daß er zuletzt nicht weiß, was nun das Richtige ist, aber Niemand ist dazu da, und macht sich die Mühe, ihn wirklich zu behandeln, durch alle Etappen seines verbrecherischen Daseins bis zur wirklichen Genesung. Diese Person fehlt."

Grohmann sieht nicht, daß sein Plan im Widerspruch zu dem von ihm geforderten Ziel steht. Sein Seelsorger oder Fürsorger, der ganz losgelöst vom Strafvollzug das Vertrauen des Gefangenen erwerben soll, ist zur völligen Machtlosigkeit verurteilt, solange der Strafvollzug andere und entgegengesetzte Wege geht. Ein Gefangener kann ebensowenig wie ein Mensch sonst erzogen werden, wenn er nur zum Teil unter erzieherische Einflüsse gestellt ist, im Übrigen aber im Alltag des Strafvollzugs einer nicht aufs Pädagogische gerichteten und das heißt: erziehungsfeindlichen Behandlung ausgesetzt wird. Die Geschichte des alten Strafvollzugs lehrt mit unauslöschlichen Zügen, daß die Fehler einer bloß vergeltenden Strafbehandlung niemals ausgeglichen werden können dadurch, daß einzelne Menschen (Pastoren, Lehrer, Fürsorger) an die Stelle des äußeren Befehls und der Erzwingung eines Verhaltens die suggestive, von innen heraus den Menschen gewinnende Behandlung setzen. Wenn der Gefangene kein Vertrauen zu den Organen des Strafvollzugs gewinnt, wenn er ihnen gegenüber gleichgültig oder feindselig eingestellt bleibt — und das war bei dem alten Strafvollzug in der ganzen Welt so —, so fehlen ihm die inneren Kräfte, die ihn vor dem Rückfall bewahren können. Und er wird in dem Augenblick scheitern, wo Not oder sonstige Verführungen ihn auf die Probe stellen, ob er für ein sozialgemäßes Leben reif und stark genug ist.

Daher gibt es nur einen Weg zur wirklichen Bekämpfung der Kriminalität. Der Strafvollzug selbst muß in allen seinen Ausgestaltungen, in der Art der Behandlung der Gefangenen, der Einrichtung der Arbeit, in der Beeinflussung in Zeiten der Ruhe und Erholung eine einheitliche Linie verfolgen und versuchen, dem Gefangenen eine Schule zur Selbsterziehung zu geben. Das ist der Weg, den die englischen Borstal-Institutions bei Jugendlichen von 16—21 Jahren, die amerikanischen „Besserungsgefängnisse" für Gefangene von 16—30 Jahren eingeschlagen haben. Die an den Menschen glaubende Kraft und die mit größter Konsequenz durchgeführte Fragestellung: „nicht: Was hat der Gefangene verdient, zu leiden, sondern: Was muß geschehen, um ihm zu helfen, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden" haben große und von allen Kennern der Verhältnisse rückhaltlos anerkannte Wirkungen gezeigt. Während der letzten fünf Jahre sind von den 2089 aus den englischen Borstal-Institutions entlassenen männlichen Insassen mehr als 70%, von den 327 Mädchen sogar 80% nicht wieder rückfällig geworden! Dies eine Beispiel, auf das England mit Recht stolz ist, zeigt, daß in der Tat ein Gefängnis eine Erziehungsanstalt werden kann. Und in der gleichen Richtung arbeitet auch die deutsche Gefängnisreform. Sie ist seit den Reichsratsgrundsätzen von 1923 beherrscht von der Aufgabe, den Gefangenen durch die Strafe wieder einzuordnen in die Gemeinschaft, unter Verzicht auf Vergeltung und bloße Abschreckung. Wir wissen wohl, daß diese Aufgabe nicht von heute auf morgen gelöst werden kann, daß ihrer Ausführung eine Welt von Hindernissen entgegensteht: Beamte, die für die erzieherische Behandlung von Gefangenen die erforderlichen Qualitäten besitzen, müssen gewonnen werden ebenso wie eine öffentliche Meinung, die nicht mehr durch Kurzsichtigkeit und Trägheit des Herzens als erziehungsfeindlicher Faktor wirkt. Aber. die Anfänge sind zweifellos gegeben und sollten nicht durch einen Rückfall in veraltete Methoden und lähmende Skepsis durchkreuzt werden. Nach dieser Richtung aber wirkt der Aufsatz von Grohmann. Er will das Neue, die Erziehungsarbeit an Gefangenen, aber er stellt die denkbar gefährlichsten Hinderungen gegen sie auf, weil er die Strafe auf Vergeltung und Zwang im Sinne des alten Vorurteils zurückzuschrauben unternimmt.

Hamburg Moritz Liepmann

Orden in der evangelischen Kirche?

Vgl. Nr. 15 den Artikel mit gleicher Überschrift

Gewiß hätten wir sie nötig. Orden? Nein! Jene Menschen, die von Gott gerufen nicht Ehe, nicht Amt und Geldverdienen für sich, nicht Haus und Hof kennen, die wie George Fox durchs Land ziehen oder in die Fabriken gehen, an die Arbeit treten Brüder unter Brüdern und nur daran denken Seelen zu befreien von den Ketten der Bitterkeit und Verzweiflung, von der Mutlosigkeit zum großen Glauben, zur großen Aufgabe das Reich Gottes zu bauen. Solche, die eine ganz große Liebe treibt und die dafür alles Persönliche opfern können und dürfen, weil Gott sie rief.

Aber Leute, die gegenüber der „katastrophalen religiösen Entwöhnung der Massen" eine intensivere religiöse Gewöhnung schaffen? Meiner Ansicht nach wird Religion und Christentum unter den religiös entwöhnten Massen viel ernster genommen als unter den Priestern und Leviten, die ihre Hausandachten halten und ihre Gottesdienste sonntäglich besuchen und es gar nicht merken, daß sie in ihrem Leben das Gegenteil als gestaltende Kräfte haben von ihrer Religion. Würde das anders, wenn man Orden schüfe, die ihrer Mitglieder Seelen bewahren vor der Sünde dieser Welt und keinen Finger rührten, um die Andern aus der Sünde dieser Welt zu retten. Weltflucht ist immer Sünde, auch wenn sie im Gewand des Christentums geschieht. Christentum ist Liebe, die dem Nächsten ihren Dienst schuldet, und heute ist der Dienst, den Zwang der Arbeitssklaverei zu brechen. Den kann nur der brechen, der neben den Sklaven tritt und mit ihm kämpft und ringt. Kommt ihr Mönche, die Gott dazu gerufen hat, und gebt euch dem hin.

„Es ist vor allen Dingen Belebung des Gebetes und des Kultus nötig." Als wenn der Mensch beten könnte,

ehe er Gott gefunden hat, und als wenn er Gott finden könne, weil er will, oder durch Gewöhnung oder durch Kirchenbesuch und religiöse Disziplin. Gott finden ist Gnade. Was wir tun können, ist, uns in Gottes Schicksal stellen, unsere Aufgabe voll Ernst auf uns nehmen und seiner warten. Nur, nur in den Aufgaben des Lebens begegnet uns Gott, und es ist ein Unfug zu erwarten, daß Menschen, die Angst, Not, Lebenskampf der Millionen Zerdrückten nicht sehen oder so unendlich leicht nehmen, daß die Gott finden können durch Kult, Gottesdienst und Andacht. Nur wer diese Lebensnöte mit durchkämpft, wird ihm nahekommen.

Und wieder bin ich am selben Punkt: Ja, wir hätten ein evangelisches Mönchtum sehr nötig. Nicht aber ein singendes und betendes, sondern eines, das im Schmutz der Straße, im Staub der Fabrik und unter der Last mühseligen Lebens mit den Massen ringt und für die Massen siegt.

Es ist das Verhängnis des lutherischen deutschen Christentums, daß es ein von der Theologie geführtes Nacherleben der Frömmigkeit großer Männer ist. Heute empfinden wir uns wieder an Luther an, ein andermal an Tersteegen, ein andermal an Zinzendorf, ein andermal an Goethe oder Fichte oder Schelling. Wir gewinnen damit für unsere Seele das Gefühl, daß sie viel größere Dimensionen habe, als ihr von dem Schöpfer tatsächlich gegeben sind, und mißachten alle jene kleine Frömmigkeit schlichter Seelen, die nicht in Luthers Dimensionen, Gegensätzen und Tiefen lebt und empfindet und sich aussprechen kann. Und doch ist die kleine nüchterne Frömmigkeit, die im Alltag Gottes Willen zu tun sucht und Gottes Stimme hört, wo sie echt ist, tausendmal mehr wert als alle großen Empfindungen, großen, tiefen theologischen Gedanken und alles Verstehen der Abgründe Gottes, wenn das doch nur ein Nachempfinden dessen ist, was Andern wirkliche Lebenspflicht war. Wir mögen die wunderbarsten Andachten halten, wir mögen unser tägliches Leben wieder durch sie einrahmen, wenn sie der Anfang des religiösen Lebens sind, so sind sie Lüge und Suggestion. Der Anfang ist das Hingerissenwerden in die Not der Brüder, und wenn daraus Andacht, Gottesdienst, Kultus aufsteigen, daß wir wieder in gemeinsamem Lebenskampf und Lebensgestalten stehen, so wird es Kraft und Wahrheit sein. Wenn man aber gemeinsame Andachtstimmung schafft in der Hoffnung, daß daraus die Tat werde, so greift man zur religiösen Disziplin und Suggestion, statt der Gnade Gottes zu warten, die uns zu den Brüdern reißt. Ja wie oft ist diese fromme Disziplin und Suggestion der Ersatz! Man dünkt sich fromm und geht doch dem schweren Kampf und Opfer aus dem Wege, den die vom Willen Gottes ergriffene Seele auf sich nehmen muß.

Ich habe immer zu denen gehört, die jede Reform des Kultus begrüßt haben und ihre Weiterentwicklung erhofften. Wer aber in einer sich zersetzenden Gesellschaft und einer sich zersetzenden Kirche Hilfe sucht bei bewußter, gemachter Erneuerung von Kultus, Andacht, Gebet, der weiß nicht, daß das alles nur durch Gnade gegeben wird. Mit Recht hat Luther das alles bekämpft, soweit es Menschenwerk ist und nicht die einfach den Menschen hebende, fassende Gnade.

Der Weg zur Gnade aber ist da, wo Menschen sich in die erschütternde Not der Zeit stellen und sich nicht ersparen, was die Brüder zertritt und zerquält. Ein wenig wirkliches Zusammenklingen von Seele zu Seele zwischen ringendem Proletarier und hochgebildeten Menschen ist mehr Gnade als ein Luthers Seelenleben nachlebendes Gebet.

Protestantisches Mönchtum kann nicht Nachahmen katholischer Orden und Andachtsübung sein. Aber wenn uns Gott Menschen schenkte, die ihr ganzes Leben dem wirklichen Mitleben mit dem Proletariat, dem Tragen seines Schicksals, dem Bilden neuer Seelenkraft in solchem Leben zu geben wagen könnten, das wäre jenes Mönchtum, aus dem die wirkliche Erneuerung — unserer Frömmigkeit? nein unsers Daseins geboren würde. Frömmigkeit als Wahrheit ist nur da, wo Leben, wo das Dasein sich erneuert.

Eisenach Emil Fuchs

Seltsames aus Kurhessen

Die Hessische Lehrerzeitung berichtete kürzlich von der Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen Lic. Schafft und Kreispfarrer Lic. Bachmann in Kassel, die in Sachen des Volksentscheids eine von der Kundgebung der Kirchenregierung abweichende Stellung eingenommen hatten. Diese Nachricht ist unwidersprochen weiter durch die Presse gegangen. Sie klingt so ungeheuerlich und birgt in sich den Keim von so schwerwiegenden Konflikten, daß ein offenes Wort darüber notwendig ist.

Der politische Teil der Angelegenheit scheidet für mich dabei völlig aus. Ich gehöre parteipolitisch nicht der Linken an, habe mich an der Volksabstimmung nicht beteiligt und die Agitation für Beteiligung an ihr durchaus mißbilligt. Auch zu dem Inhalt der von Schafft und Bachmann abgegebenen Erklärungen wünsche ich hier sachlich in keiner Weise Stellung zu nehmen.

Für mich kommt es allein auf die Frage an: Welche Autorität kann unsere Kirchenregierung für sich in Anspruch nehmen, wenn sie in Fragen des öffentlichen Lebens in der Öffentlichkeit ihre Stimme erhebt? Sicherlich keine behördliche, sondern nur eine moralische Autorität. Ihr Gewissensrat ist grundsätzlich um keinen Deut höher zu bewerten, als das von heiligem Gewissensernst getragene Zeugnis eines jeden Pfarrers oder evangelischen Christen überhaupt. Sie kann nicht in solchen Fällen ihre Pfarrer einschwenken lassen, wie Unteroffiziere. Wenn sie in so zarten Dingen die Gewissen beraten will, muß sie stets gewärtig sein, überzeugungstreuen Widerspruch zu finden und kann dann nichts Anderes tun als die Entscheidung dem zu überlassen, der gerecht richtet. Katholisch sind wir noch nicht.

Wenden wir diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall an. Am 12. Juni teilt die Kirchenregierung die bekannte Entschließung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses im Amtsblatt mit*). Darauf versenden Schafft und Bachmann ein Rundschreiben**) an die Pfarrer, welches auch eine andere Stellungnahme für mit dem christlichen Gewissen vereinbar erklärt. Darauf wird das Disziplinarverfahren gegen die Genannten eröffnet, weil sie eine Verfügung der Kirchenregierung in einer das Ansehen dieser Behörde zu schädigen geeigneten Weise abfällig beurteilt und dadurch gegen ihre reversmäßige Verpflichtung, den vorgesetzten Behörden Achtung und Gehorsam zu erweisen, verstoßen hätten. Da die Erklärungen von Schafft und Bachmann vornehm und sachlich gehalten sind und die Kirchenregierung die Entschließung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses nur mitgeteilt, d. h. als Material überwiesen hatte — zu einer Einschärfung zur Nachachtung war sie in Sachen der Lehre und des Gewissens ja auch gar nicht kompetent —, so braucht man über die juristische Seite dieses Disziplinarverfahrens kein Wort zu verlieren.

*) Mit folgender Einführung: „Da wir von der inneren Not vieler Mitglieder unserer Landeskirche, wie sie sich zum bevorstehenden Volksentscheid stellen sollen, wissen und da der Wunsch nach Beratung vielfach hervorgetreten ist, so sehen wir uns veranlaßt, den Herren Geistlichen und Kirchenvorständen vorstehende Mitteilung und Entschließung bekannt zu geben." D. Möller.

**) Solche Rundschreiben entsprechen altem hessischem Brauch. Die Hirtenbriefe der Generalsuperintendenten sind erst ganz neuen Datums. Der erste war wohl das bekannte Sendschreiben gegen die Theologie von Herrmann und Achelis (1893), an das sich Niemand mehr gern erinnert.

Zur Sache aber ist Folgendes zu sagen.

Erstens. Die Einleitung des Disziplinarverfahrens zeigt, daß die Kirchenregierung den Abdruck der Entschließung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses als ihre eigene Kundgebung an das Kirchenvolk angesehen wissen will. Dann ist es aber tief zu bedauern, daß auf die besondere innere Not, in der sich unser Hessenvolk bei dieser Volksabstimmung befand, mit keinem Wort Bezug genommen ist. Wir können doch nicht vergessen, wie Preußen und speziell das Herrscherhaus der Hohenzollern (Schmalkalder Wald!) sich 1866 über die Begriffe Mein und Dein hinweggesetzt haben. Wie nahe lag da der Gedanke, nun Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen! Was wäre das für eine erschütternde Predigt gewesen, wenn man auf diesem dunkeln Hintergrunde allen erbärmlichen Rachegefühlen zum Trotz das alte Hessenwort in die Herzen gehämmert hätte: „Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen!“ Ps. 94, 15.

Zweitens. Bedenklich erscheint es mir auch, wenn unsere Kirchenbehörde in ihrer Erklärung den ganzen heutigen kapitalistischen Eigentumsbegriff unter ihren Schutz nimmt und die sehr berechtigte Kritik, die gerade vom christlichen Standpunkt daran zu üben ist und die zweifellos auch für Manchen bei seiner Stellung zur Enteignungsfrage mitbestimmend war, gänzlich unberücksichtigt läßt. Ist nicht auch hier weiten Volksmassen gegenüber das verständnisvolle und Verständnis weckende Wort versäumt worden?

Und endlich: Indem ich als selbstverständlich unterstelle, daß allein der heilige Schmerz wegen Verhinderung und Störung der moralischen Hebung des Kirchenvolks die eigentliche Veranlassung dieses Disziplinarverfahrens gewesen ist: wäre es nicht großmütiger, christlicher und klüger gewesen, die Erklärung der beiden Pfarrer — falls sie nicht gar zu ruchlos sein sollte — mehr als Kundgebung eines irrenden, aber doch das Rechte suchenden Gewissens anzusehen und lieber auf eine brüderliche Verständigung zu sinnen als auf ein — stets falscher Deutung ausgesetztes — Disziplinarverfahren? —

Unsere neue kurhessische Kirchenverfassung ist wesentlich demokratischer als die neue altpreußische. Das ließe sich immerhin noch tragen. Aber Tatsache ist, daß weite Kreise es immer schmerzlicher empfinden, wie durch die Übertragung von naturrechtlichen und formal-juristischen Theorien auf kirchliche Verhältnisse der eigentümliche geistliche Charakter der Kirche gefährdet wird. Das Demokratische und Juristische will das Pneumatische ersticken. Um so nachdrücklicher gilt es bei jeder Gelegenheit den Übergriffen des kirchlichen Bürokratismus, des juristischen Formalismus und — wo es Not tut — des kirchenpolitischen Doktrinarismus entgegenzutreten. Geistliches will geistlich gerichtet sein.

Marburg Theodor Sippell

Georg Liebster zum Gedächtnis

Georg Liebster ist am 7. Juli im Pfarrhaus seines vorstädtischen Bauern- und Arbeiterdorfes Thekla bei Leipzig gestorben, 63 jährig. Das Schwergewicht seiner Arbeit hatte in der vorangehenden Tätigkeit einer Pfarrerstelle in Leipzig selbst gelegen. Der Tod kam nach kurzer Krankheit in sein noch immer erstaunlich frisches, jugendlichbewegtes, kampfesfreudiges Leben und traf einen Mann voll freudiger Zuversicht auf das Jerusalem droben.

Georg Liebster ist über die Grenzen von Sachsen hinaus bekannt geworden in erster Linie durch sein 1904 erschienenes Buch „Kirche und Sozialdemokratie“, durch seinen geistvollen Vortrag auf dem Chemnitzer Evangelisch-Sozialen Kongreß 1910 und durch das von ihm in Gemeinschaft mit Gottfried Naumann, Johannes Herz und Anderen im Rahmen der Sächsischen Evangelisch-Sozialen Vereinigung aufgebaute und bis in die Nachkriegszeit fortgeführte Werk der öffentlichen religiösen Diskussionen, durch die er und seine Freunde den ringenden Weg zu der kirchenentfremdeten Arbeiterschaft suchten und fanden. Georg Liebster ist über die Grenzen der Kirche hinaus bekannt geworden bis hinein in die Kreise der Intellektuellen und der Arbeiter, die von ihm weithin mit Achtung redeten, sodaß es geschehen konnte, daß die grundsätzlich scharf kirchenpolemisch und proletarisch-freidenkerisch eingestellte Leipziger Volkszeitung bei seinem Tode von seinem Pfarrerleben mit offener Achtung redete. Mit ungeheurer Leidenschaft litt er an der Not, daß Kirche, Sozialdemokratie, Proletariat so gut wie keine Wege zueinander hatten und haben. Mit solcher Leidenschaft und Liebe trug er die kirchliche Arbeit an die proletarischen Menschen heran und stritt innerhalb der Kirche für das Verstehen der proletarisch-sozialistischen Lage und Seele, gegen jeden Versuch, die Kirche, ihre Verkündigung und Tätigkeit bürgerlich und politisch zu verbrämen oder zu durchsetzen.

Denn Kirche ist Anderes und mehr als jede — sei es bürgerliche, sei es sozialistische — Politik und politische Ideologie. Kirche ist nichts sonst als Verkündigung der Gnade; das wußte er von Luther. Kirche ist der von Gott beauftragte „Parlamentär“, der die Botschaft von der Vergebung zu den Menschen zu bringen hat, also auch zu den Gottesleugnern und zu den Kirchenhassern, und gerade zu denen, die am meisten Not bereiten, am dringendsten. Und Kirche ist gegründet auf Endgeschichte, auf Eschatologie. Darauf hat sie sich zu besinnen als auf ihre eigentliche und einzige Aufgabe; von da aus hat sie auszugehen; das hat sie als Aufgabe und — so allein! — als Verheißung, das kirchenentfremdete Volk und insbesondere auch das Proletariat wieder zu erreichen und zu erfüllen. Nicht zu „bekehren“, sondern einfach zu überwältigen durch die sieghafte Gnade Gottes. Darum auch hat sich die Kirche zu hüten vor Verengungen und Verunechtung des Evangeliums in Politik und politischer Betätigung, die — als zu dem Reiche dieser Welt gehörig — den Mächten und Notwendigkeiten dieser Welt sündhaft unterliegen. Darum auch lehnte er Ethik und Moral als Aufgabe der Kirche ab. Es ging ihm bei der sozialen Frage darum, daß es zur Begegnung zwischen Gott und Mensch komme, nicht um Karitas und Wohlfahrt, Sozialreform und Lebensreform; sondern er brannte in der einen Leidenschaft: Eins ist not in unserer Not! Das Evangelium!

Gegenüber der neuesten kirchlichen Entwicklung hatte er von da aus sehr naheliegende Bedenken. Gegenüber der neusten theologischen Entwicklung, innerhalb deren er Gogarten etwa sich am nächsten empfand, hatte er im Grunde, wenn ich ihn recht verstand, zwei Anliegen: Klare, verständliche und dialektisch scharfe Verkündigung des Evangeliums, und nur diese! Und: Daß nur das soziale, proletarische Problem, die Frage des Proletariers und der proletarischen Masse an die Kirche nicht überhört werde durch die Kirche!

Er war eine scharf geschnittene, verstandesklare, lebendige, ehrliche, volkstümliche Pfarrergestalt. Er hatte seine Grenzen; er besaß Demut genug, davon zu wissen. Es soll von ihnen in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden; es ist vollauf genug, dankbar davon zu zeugen, daß durch das irdene Gefäß seines Lebens Strahlen der Barmherzigkeit und Gnade Gottes leuchteten.

Rodewisch Karl Aé

Die neunzehnte Weltkonferenz der Christlichen Vereine junger Männer (CVJM) in Helsingfors

1. bis 6. August 1926

Aus dem Lande der zehntausend Seen zurückgekehrt, finde ich den Vortrag von Arthur Titius vor: „Der angelsächsische Aktivismus und Luther“ (CW 40). Das ist gerade die richtige geistige Kost, um die in Helsingfors aufgenommenen Eindrücke zu sichten und zu ordnen.

Mancher unserer Leser wird bedenklich gestimmt sein, wenn er liest, daß die CVJM-Bewegung wieder eine Weltkonferenz veranstaltete und so aktiv in die gegenwärtige ökumenische Bewegung des Protestantismus eingegriffen hat. Wenn schon in Stockholm ein Gegensatz zwischen der religiösen Grundauffassung der Angelsachsen und der Vertreter des europäischen Festlandes in die Erscheinung trat, wie groß wird dieser Gegensatz erst in der CVJM-Bewegung sein? Wie werden sich der angelsächsische Aktivismus und der Gedanke der Rechtfertigung allein aus dem Glauben wohl vertragen, der von dem größten Teil der deutschen Jugendbewegung oft mit einer unerhörten Einseitigkeit betont wird? Oder anders ausgedrückt: Wie wird sich der Glaubensoptimismus der Vertreter von jenseits des Ozeans vertragen mit dem, was man auf lutherischer Seite vielleicht als Quietismus oder gar als Pessimismus bezeichnen könnte? Da die 300 deutschen Delegierten zum Teil aus Gemeinschaftskreisen stammten oder doch aus Kreisen, die der Gemeinschaft nahe standen, lag diese Frage besonders nahe. Und da die Deutschen auf der Konferenz als stärkste Delegation vertreten waren, konnte man nur mit größter Besorgnis nach Helsingfors gehen, schien doch

bei manchen Mitgliedern der Delegation die Auffassung zu herrschen, daß die Deutschen auf dieser Konferenz eigentlich nur die Missionsaufgabe hätten, den Angelsachsen die Botschaft von Christus, vor allem die Botschaft von der Sündhaftigkeit des Menschen und der rettenden Gnade Gottes in Christus zu bringen, eine Botschaft, die, wie man meinte, infolge des sogenannten Aktivismus der Angelsachsen zu kurz komme.

Aber in den Tagen von Helsingfors hat mancher Deutsche seine Ansicht korrigieren müssen. Durch die Sondersitzungen der deutschen Abordnung klang es schon nach der ersten Fühlungnahme mit den Engländern und Amerikanern hindurch: Die Angelsachsen reden zwar nicht vom Kreuz und von der Rechtfertigung und Versöhnung, und doch steckt in ihnen ein bewunderungswürdiger Tätigkeitsdrang, der nicht denkbar ist ohne einen festen religiösen Besitz und ohne in der Gewalt Jesu zu stehen. Da ist nicht bloß öde Werkerei, sondern eine Kraftquelle, die das Getriebe in Gang bringt und in Bewegung erhält. In Anbetracht dieses Tatbestandes, der von Seiten der Andern immer wieder ganz ungemacht in die Erscheinung trat, haben viele Deutsche, die durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Missionsaufgabe an der angelsächsischen Welt nach Helsingfors gegangen waren, die Frage gestellt: „Sollten die Angelsachsen etwa den von uns so stark betonten religiösen Besitz haben, ohne viele Worte darüber zu verlieren? Und ist nicht vielleicht auf unserer Seite ein Fehlbetrag zu buchen, wenn der Glaube bei uns z. B. in sozialer Hinsicht nicht die Früchte trägt, die wir doch auf der anderen Seite des Ozeans wahrnehmen können?“ Ja, man erinnerte an das Gleichnis von den ungleichen Söhnen. Wärs nicht möglich, daß die Deutschen dem Ja-Sager gleichen, indem sie zur Botschaft von Christus freudig ihre Zustimmung geben und — — nicht genug den eigenen Willen anspornen, um die religiöse Erkenntnis in die Tat umzusetzen?

Aufs Ganze gesehen, muß man es anerkennen, daß trotz mancher Voreingenommenheit hüben und drüben ein aufrichtiges Bemühen vorhanden war, die innere Einstellung des Andern zu verstehen. Auf diese Weise haben die Deutschen und die ihnen innerlich nahestehenden Vertreter anderer Nationen sich ihrer Missionsaufgabe entledigen können, aber nicht ohne daß ihnen dabei der Gedanke aufging, daß sie selbst hinsichtlich der Betätigung des Glaubens noch Missionsobjekt seien und Luther dem Aktivismus gar nicht so ferne steht, wie man es anzunehmen geneigt ist. Kann man aber von einer Weltkonferenz mit ihrer Völker- und Kulturmischung noch mehr erwarten? Der wesentlichste Zweck der Konferenz ist also durchaus erfüllt, wenn gleich hier und da unerfüllte Wünsche geblieben sind, z. B. hinsichtlich einer Konferenzbotschaft an die Welt, über die man sich nicht einigen konnte.

Daß die Konferenz überhaupt ein Resultat hatte und ein Austausch der Ideen möglich war, ist darauf zurückzuführen, daß die Aussprache über die Verhandlungsgegenstände nicht im Plenum stattfand, sondern in den Gruppenbesprechungen. Die 1248 Abgeordneten waren 46 international gemischte Gruppen verteilt. In diesen Gruppen wurde über Fragen gesprochen, die die heutige Jugend in der ganzen Welt bewegen: das Familienleben und sein Zerfall, die sexuelle Frage, die Rassenfrage, Christentum und Patriotismus. Diese Themen waren von der Konferenzleitung festgestellt worden auf Grund der Antworten, die auf die in alle Welt verschickten Fragebogen eingegangen waren. Über den Verlauf der Gruppenaussprache wurde das Plenum in den Abendversammlungen kurz unterrichtet, so daß der einzelne Konferenzteilnehmer immer über den Stand der Dinge auf dem Laufenden war. Ein System, das sich offenbar bewährt hat und gewiß auch bei späteren Weltkonferenzen, welcher Art sie auch sein mögen, Anwendung finden wird. Das Gruppensystem bot die Gelegenheit, daß die Mitglieder ein und derselben Gruppe sich innerlich näher treten konnten. Besonders die jüngeren Teilnehmer konnten hier ihren Gesichtskreis erweitern. Sie mögen aufgehorcht haben, wenn sie erfuhren, daß sich die Jugend der ganzen Welt im Grunde mit denselben Problemen beschäftigt, wenn diese oft auch eine besondere nationale Nüancierung aufweisen. Allgemein leidet die Welt unter den Folgen des großen Krieges, auch in Ländern, die sich nicht aktiv daran beteiligt haben. Überall die Klage, die Eltern seien nicht in der Lage, sich in die Psyche ihrer Kinder hineinzudenken; überall Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und dergleichen. Aber andererseits auch in der ganzen Welt bei den Christen das Bestreben, alle Unzulänglichkeiten und alle Not mit den Kräften des Glaubens zu überwinden, also die Materie zu besiegen mit den Kräften des Geistes. So wurden gerade in den Gruppenbesprechungen alle Konferenzteilnehmer, die mit offener Seele bei der Sache waren, verbunden durch das gemeinsame Band der Not und des christlichen Glaubens.

Und dieses Band war die Vorbedingung für die gemeinsamen kirchlichen Feiern in der Johanneskirche, die uns in den Tagen der Konferenz ihre Tore aufgetan hatte. Trotz der verschiedenen Sprachen, in denen gesungen und gebetet wurde (Deutsch, Englisch, Französisch waren die Konferenzsprachen) hatten die Teilnehmer das Gefühl innerer Gemeinschaft, die sich am letzten Konferenztage in der stark besuchten Abendmahlsfeier ausdrückte. Da dieses Gefühl innerer Gemeinschaft vorhanden war und ein Mann wie der Erzbischof Söderblom im Flugzeug herübergekommen war, um durch seinen Vortrag der Jugend in ihren Gewissenskonflikten zu helfen, ist die Gewähr dafür gegeben, daß die neunzehnte Weltkonferenz der CVJM allezeit einen Markstein bedeuten wird in der ökumenischen Bewegung des Protestantismus *).

Gr. Warningken (Ostpreußen) Ernst Müller

Zum christlichen Sonntag

Zwei Bemerkungen als Nachtrag. Baumgartens freundliche Besprechung meiner Sonntagschrift in Nr. 13 hat eine Frage offen gelassen: ob ich nicht bei der Hervorhebung dessen, was Kirche und Gotteshaus bieten, doch einigermaßen übersehen habe, daß Kirche und Gotteshaus den strebenden, jugendlichen Kräften des Volkes zu wenig bieten. Ich habe diese Frage mit Absicht vermieden, weil ich im Rahmen meiner Abhandlung dazu noch nichts Abschließendes sagen konnte. Ich habe aber doch gelegentlich betont, daß wir „immer wieder die innere Berechtigung unserer Schutzforderung nachweisen müssen“ (S. 61) und daß unsere kirchlichen Veranstaltungen am Sonntag „konkurrieren“ müßten mit anderen Veranstaltungen zur seelischen Erhebung (S. 63), also konkurrenzfähig bleiben müssen.

Vorerst will ich nur die Reichweite der kirchlichen Beeinflussung sicher gestellt sehen, weil das durch Menschenwerk geschehen kann, also ein greifbares Ziel ist. Das ist, „was wir zuerst brauchen und auch zuerst schaffen können“ (S. 36). Aber daß das nur der äußere Rahmen für eine wirkliche Sonntagsfeier oder die Grundlage für den Aufbau einer ihren Zweck auch wirklich erfüllenden Feier der Gemeinde sein kann, ist mir nie zweifelhaft gewesen. „Füllen kann den Rahmen nur die feiernde Gemeinde selbst, deren Werde- und Wiedergeburtsstunde sich nicht berechnen läßt“ (S. 36): mit diesen Worten habe ich auf die inneren Lebensbedingungen des Gemeindegottesdienstes hingewiesen, dem ich von Herzen neben alten auch neue Bahnen wünsche.

Bisher ist aber auch das, was unser Gottesdienst zweifellos bietet, noch nicht erschöpft, und es kann infolge von äußeren Hindernissen nicht erschöpft werden, da die Gemeindeglieder sich in ihn nicht einleben können, solange durch die Umwelt die Empfänglichkeit für die Feiertagsstimmung der Seele zerstört wird. Das möchte ich zunächst als Erstes festgehalten haben. Gerade der jugendliche Mensch, der nach Entwicklungsmöglichkeiten bewußt und unbewußt sucht, wird abgelenkt, er erfährt viel zu wenig vom Leben der „Kirche“, er weiß gar nicht, was sie ihm bieten kann, und fühlt sich dann schon mit seinem Konfirmationswissen über diese Bildungsstufe erhaben. Ist der Kirche die Reichweite ihrer Wirksamkeit gesichert und vermag sie auch dann die Seelen nicht zu fesseln und sich als Lebensbedürfnis zu erweisen, dann mag sie ruhig sterben. Ein besonderer äußerer Schutz ihrer Betätigung wäre dann nur die Galvanisierung eines Leichnams.

Eine andere Frage stellt Rade: ob nicht gehandelt werden müsse angesichts der offenkundigen Notlage. Das ist für mich die beherrschende Frage. Sie hat mich zur Abfassung meiner Schrift getrieben. Alles, was umstritten ist oder noch langer Klärung bedarf — dazu gehört auch die Frage der inhaltlichen und formalen Neugestaltung des Gottesdienstes —, habe ich mit Bewußtsein ausgeschaltet, um alle Aufmerksamkeit und allen Willen auf den einen Gesichtspunkt zu konzentrieren, daß gehandelt werden muß.

Wir haben zu handeln begonnen in großen Kundgebungen und Beratungen. Die Gefahr aber bleibt bestehen, daß man sich mit diesen Entladungen des Gemüts zufrieden gibt. Andere Fragen treten wieder in den Vordergrund, und nach Jahren kommt dann auch wieder die Sonntagsfrage ins Schaufenster. Darum müssen wir die Kirche noch eine Zeitlang festhalten bei dieser nun seit Jahresfrist so lebhaft erörterten Frage. Jede Synode muß kontrollieren, was aus ihren Beschlüssen geworden ist, alle kirchlichen Vertretungen müssen ihre Bemühungen, Abänderung zu schaffen, fortsetzen, immer weitere Kreise müssen für diese Bewegung gewonnen werden. Denn unsere Frage steht vor einem Abschluß, der auf viele Jahre hinaus das Gepräge des öffentlichen Lebens bestimmen wird.

Der 13. Ausschuß des Reichstages berät seit Jahr und Tag über ein Gesetz zum Schutz der Feiertage, und es liegen ihm bereits 15 Anträge der verschiedenen Fraktionen vor. Auch der Reichshaushaltsausschuß hat am 10. Juni 1925 die baldigste Vorlage eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Feiertage durch die Reichsregierung beantragt, „in dem namentlich die großen christlichen Feiertage reichsrechtlich als Feiertage festgelegt werden“. Die Sachlage ist dadurch erschwert, daß eine Reihe von Anträgen die Festlegung der nationalen Feiertage mit dieser Neuregelung verbunden wissen will und gerade über diese Feiertage sich eine Verständigung bisher nicht hat erreichen lassen. Um so nachdrücklicher müssen die kirchlichen Kreise auf der Erledigung ihrer Gravamina bestehen, damit der Schutz der alten christlichen Festtage nicht unter den Tisch fällt. Darum aber auch dürfen wir unsere Kräfte nicht zersplittern, sondern müssen einmal an-

*) Ein beachtenswerter Bericht von Gerhard Reichel in Nr. 34 und 35 des „Herrnhut“. D H

dere Fragen in den Hintergrund treten lassen, um zunächst diese Frage zu lösen.

Außerdem dürfen wir diese eine Frage nur von der einen Seite her anfassen, auf der sie in absehbarer Zeit lösbar ist. Wir müssen also bewußt einseitig vorgehen und uns darum einstweilen auf die äußere Seite der Sonn- und Feiertagsheiligung beschränken. Die Frage, die Baumgarten anschneidet und die auch mir auf der Seele brennt, muß darnach aufgegriffen werden. Zu ihrer Lösung können wir keine Staatshilfe brauchen, ihr müssen alle Kräfte der Kirche dienstbar gemacht werden innerhalb der durch staatliche Maßnahmen sichergestellten Grenzen.

Wittenberge August Schowalter

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Nachträge über russische und faszistische Arbeits- und Wirtschaftspolitik — Der englische Bergarbeiterstreik — Kündigung des Lohnabkommens im deutschen Kohlenbergbau — Unfälle im preußischen Bergbau — Arbeitslosigkeit

Im letzten Bericht wurde über die Wirtschaftslage in den beiden Ländern Europas gesprochen, deren Regierungen mit energischer Hand in den Wirtschaftsprozeß eingegriffen und ihn nach dem Staatsinteresse umzubiegen versucht haben: das sind das kommunistische Rußland und das faszistische Italien. Zur Kennzeichnung der Lage in beiden Ländern möchte ich noch einige Einzelheiten nachtragen.

In einer Anmerkung konnte ich noch mitteilen, daß Sinowjew, der Führer der radikalen Opposition innerhalb der kommunistischen Partei, ein langjähriges maßgebendes Mitglied der nicht nur Rußland, sondern auch die kommunistische Internationale regierenden Häupter, kalt gestellt wurde. Dieses Ereignis ist für Rußlands Entwicklung von weittragender Bedeutung und ein deutliches Zeichen für die Fahrtrichtung, welche das russische Staatsschiff und mit ihm die Wirtschaft nimmt. Zur Verdeutlichung dieses Vorgangs muß etwas weiter ausgeholt werden.

Rußland wird heute eigentlich nicht von seiner Regierung, auch nicht von einem vom Volk gewählten Parlament, sondern von der Kommunistischen Partei regiert. Und zwar ist sie nicht eine Partei in westeuropäischem Sinne, die jeden anständigen Menschen, der den Willen dazu bekundet, ohne Weiteres aufnimmt, ja über jeden neuen Zuwachs erfreut ist. Sie ist vielmehr weniger eine Partei als ein zu gemeinsamer Arbeit durch feierliches Gelübde zusammengeschlossener Orden, dessen Mitglieder über ziemlich hohe Qualitäten an Gesinnung und Intelligenz verfügen müssen. Vor der endgültigen Aufnahme versichert sich die Partei über das Vorhandensein dieser Qualitäten, indem sie jeden Neueintretenden sich auf das genaueste ansieht. Das geschieht folgendermaßen: Wer Mitglied der Partei werden will, muß Bürgen aus der Partei selbst stellen; und zwar der Angestellte und Arbeiter, also der Proletarier seiner Herkunft und Stellung nach, zwei, der Andere, etwa Intellektuelle, fünf. Er muß sich einer Probezeit unterwerfen, während welcher er auf die Reinheit seiner kommunistischen Gesinnung hin geprüft wird. Stellt es sich nun heraus, daß er aus irgendwelchen unlauteren Absichten der Partei beitreten will, wird nicht nur ihm die Aufnahme verweigert, sondern es fliegen auch seine sämtlichen Bürgen, die sich für ihn eingesetzt haben, aus der Partei hinaus. Die Probezeit ist gleichzeitig eine intellektuelle Vorbereitungszeit, während welcher der Novize allerlei Kurse zu besuchen hat; vor der endgültigen Aufnahme ist ein Examen abzulegen, das das Vorhandensein nicht nur einer festen kommunistischen Gesinnung, sondern eines gewissen Grades allgemeiner Intelligenz und eines bestimmten Maßes von Kenntnissen feststellen soll. Es wird versichert, daß die Anforderungen dem Grade nach mindestens dem entsprechen, was man etwa im deutschen Abitur verlangt, und daß immer große Aufregung vorher bei den Examinanden herrsche. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, wird der Novize in den Orden aufgenommen. Er hat damit nicht irgendwelche materiellen Vorteile erlangt, sondern er verpflichtet sich, ganz und gar für ein Entgelt, das nur seine Existenz sichert, der Partei zu Diensten zu stehen. Die höchsten Gehälter, die neben freier Wohnung auch für höchstgestellte Diplomaten gewährt werden, sollen (außer Repräsentationsgeldern) etwa 220 Rubel (= 450 Mark) monatlich nicht übersteigen. Aber das Mitglied der Partei hat parlamentarisches Mitbestimmungsrecht, es regiert mit, es kann Minister und Kommissionen stürzen und machen und hat selbst die Möglichkeit in die höchsten Spitzen der Landesleitung aufzusteigen. Außer der Kommunistischen Partei gibt es keine andern Parteien, nur Parteilose, die keinen Einfluß auf die Regierung haben. Darunter mögen hervorragende Intelligenzen sein, die man höchstens als Sachverständige heranzieht, oder gesinnungstüchtige Kommunisten, die aber die Anforderungen an die Intelligenz nicht aufbringen, die verlangt werden. Andere Parteien zu organisieren, ist bei schwersten Strafen verboten.

Das hat aber eine verhängnisvolle Wirkung auf die Zusammensetzung der Partei. Naturgemäß bringt der Industriearbeiter im engeren Sinne des Wortes, der ursprüngliche Proletarier, die gestellten Ansprüche an die Intelligenz nicht auf; und die Folge ist, daß sich diese Art Arbeiter in der Kommunistischen Partei in der Minderheit befindet und dauernd an Zahl und Einfluß zurücktritt Am 1. Januar 1926 haben die Arbeiter (Verkehrs-, Industrie- und landwirtschaftliche Arbeiter) nur 42 % der Mitglieder gestellt. Nach anderen Angaben des „Bolschewik", des Organs der Parteizentrale, vom 30. Juni 1926 haben sich zwischen dem 1. Juli 1925 und 1. Januar 1926 der Partei angeschlossen: 26 000 Arbeiter, 29 000 selbständige Bauern und 42 200 Angestellte und Beamte. Es vollzieht sich also eine soziale Umschichtung; wenn man so sagen will: eine Verbürgerlichung. Und diese neue Schicht ist Trägerin der neuen bolschewistischen Wirtschaftspolitik, die in letzter Nummer Sp. 765 f. geschildert wurde. Sie vertritt „revisionistische" Grundsätze, Freiheit der bäuerlichen Wirtschaft und Zusammenarbeit mit dem ausländischen Kapital, Entwicklung des freien Handels und Einrichtung der Staatsbetriebe nach kommerziellen Grundsätzen — es versteht sich: alles nur innerhalb gewisser Grenzen, die durch die Wahrung der Staatsautorität über die wirtschaftliche Gesamtentwicklung gezogen sind. Daß damit der Arbeiter im engeren Sinne mit seinen „Klassen"wünschen zurückgedrängt ist, liegt auf der Hand. Über die Klagen der in Gewerkschaften organisierten Arbeiterschaft und ihre Entrechtung wurde schon berichtet. Denn die Gewerkschaften, deren Wünsche letztlich der Sanktion der durch die Kommunistische Partei vertretenen „Arbeiter"-Regierung, in der aber die „Arbeiter" in der Minderheit sind, unterliegen, haben nun seltsamerweise weniger Einfluß als in den westeuropäischen Staaten (mit Ausnahme Italiens), wo sie als eine selbständige, sehr beachtliche Macht neben der Regierung stehen.

Aus dieser Situation heraus ist die Opposition einer radikalen Minderheit, nämlich der eigentlich handarbeitenden Schicht innerhalb der Kommunistischen Partei zu verstehen, deren Führer Sinowjew ist und deren Sitz der Ort des Ausgangs der Revolution, das industrielle Leningrad, sein soll. Daß Sinowjew mit einigen seiner Anhänger gestürzt ist, von welch Letzteren sogar einige aus der Partei ausgeschlossen wurden, zeigt den Sieg und die Zuversicht des „neuen" Bolschewismus. Diese Entwicklung ist soziologisch außerordentlich lehrreich für die Bildung von „Arbeiter"-Regierungen. Sie zeigt, daß nicht an sich, aber auf das Ganze gesehen, die Handarbeiterschaft nicht die notwendige Anzahl von Intelligenzen zur Bildung einer Mehrheit aufbringt, und daß, wo solche Intelligenzen wirklich aufsteigen, die absolut genommen recht zahlreich sein können, diese sich den ursprünglich radikal proletarischen Idealen, wohl unter dem Zwang der Verhältnisse, entfremden und um einige Grade revisionistischer werden. Es ist keine Aussicht, daß der eingeschlagene Kurs sich in Rußland in absehbarer Zeit ändert; und man darf auf seine weitere ökonomische Auswirkung gespannt sein.

Zu Sp. 767 noch Genaueres über die Wirtschaftsmaßnahmen in Italien. Auch hier der Versuch schärfster Zentralisation der Wirtschaft im Staatsinteresse, jedoch unter Ausschaltung jeder Klassenpolitik. Die Wirtschaft soll als einheitliche Organisation einzig und allein dem Interesse der Nation dienen, nicht irgendeiner Klasse. Das führte im Mai zu folgender Organisation der produktiven Arbeit: Eine ursprünglich geplante Arbeitsgemeinschaft zwischen sämtlichen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen wurde abgelehnt; denn diese große Arbeitsorganisation hätte sich vielleicht bei gegenseitiger Verständigung zu einer Macht neben der Staatsregierung entwickeln können, was der Faszismus durchaus vermieden wissen will. Man organisierte statt dessen so: 6 Verbände der Arbeitgeber, getrennt in Industrie, Landwirtschaft, Handel, Seetransporte, Landtransporte, Banken; 6 Verbände der Arbeitnehmer, getrennt nach denselben Arbeitszweigen; 3 Verbände der freien Arbeit: der freien Berufe, der Künstler und der Handwerker. Eine weitere Zusammenfassung war noch gestattet so, daß Arbeitgeber, Arbeitnehmer und freie Berufe sich verbanden, eine noch weitergehende Koalition ist verboten. Auch der Zweck dieser Verbände ist gesetzlich umschrieben; sie dürfen lediglich zur Ordnung eigener interner Angelegenheiten dienen. Die Durchsetzung eigener Klasseninteressen, gestützt auf die Macht der Organisation, ist verboten. Das Arbeitsverhältnis wird geregelt durch Tarifverträge und Schiedsgerichte, zu deren Anerkennung die streitenden Parteien gezwungen sind. Arbeitsgerichte haben zu vermitteln in den sozialpolitischen Fragen des Lohnes, der Arbeitszeit usw. Wird keine Einigung erzielt, so entscheidet diktatorisch die Regierung. Streiks und Aussperrungen sind bei Androhung schärfster Strafen verboten. Organisationen der Staatsbeamten (Wehrmacht, Lehrkörper, Verwaltung und Justiz) sind gänzlich untersagt. Das ist arbeitspolitische Diktatur, der man den Respekt nicht versagen kann. Unter der Decke der mit Staatsgewalt hergestellten Einheit aärt es freilich mächtig; letztlich wird entscheidend sein, ob mit diesen Maßnahmen die Regierung die gewaltigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten Italiens, vornehmlich seine Inflation meistert.

Als die faszistische Regierung die Gewalt übernahm (Herbst 1922), stand die Lira auf 25 Schweizer Rappen: sie versprach, ihn in Bälde auf 50 Rappen zu bringen; heute steht sie etwa auf 17 Rappen. Trotzdem Mussolini ein außerordentlich günstiges Schuldenabkommen mit Amerika gelang (s. Sp. 139), häufen sich die finanziellen Schwierigkeiten. Er griff zu einschneidenden Maßnahmen. Zwar wird nicht gespart in den Heeresausgaben — sie weisen eher eine steigende Tendenz auf — aber sonst werden die Ausgaben überall auf das schärfste eingeschränkt. Zu den

Sp. 767 schon erwähnten Einschränkungen treten der energische Abbau von Beamten, vor allem Maßnahmen zur Einschränkung des Weizenkonsums (1925 entfielen vom Passivbetrag des Außenhandels, der 7,8 Milliarden Lire betrug, 3,8 Milliarden auf Weizeneinfuhr); die Einfuhr soll gedrosselt, die Ausfuhr befördert werden. Bis zu einer gewissen Preisgrenze muß bei Käufen die einheimische Industrie berücksichtigt werden; Leuten, die zu Vergnügungs- und Kurzwecken ins Ausland reisen wollen, wird der Paß verweigert, dagegen werden die Ausländer möglichst durch Fahrtverbilligungen nach Italien gezogen. Es ist ein energischer Kampf um die Gesundung der Währung und damit der Wirtschaft, der in Italien aufgenommen wird. Es muß sich zeigen, ob der Weg merkantilistischer nationaler Diktatur, der Weg einseitigst nationaler Wirtschaftspolitik zum Ziele führt. Ich hege bei der notwendigen Verflochtenheit der europäischen Interessen den Zweifel, ob heute ein Staat so rigoros seinen Weg gehen kann, zumal wenn dann so erhebliche Ausgaben für Rüstungszwecke notwendig sind. Italien lebt noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; aber vielleicht muß es dieses Stadium nachholen, weil es seine Erfüllung damals versäumt hat.

In England geht der Bergarbeiterstreik immer noch mit unverminderter Hartnäckigkeit weiter. Zwar scheinen die Arbeiter mehr und mehr an Streikkraft einzubüßen, und zwei Momente gab es seit unserm letzten Bericht, die nahezu zu einer Verständigung geführt hätten. Der eine war gegeben durch das vermittelnde Einschreiten der englischen Bischöfe. Die Bergarbeiterführer machten sie zu den ihren und empfahlen den Arbeitern, sie anzunehmen. Sie hätten nun mit Hilfe der Kirchen ihren Kampf fortsetzen und namentlich die öffentliche Meinung für sich gewinnen können. Aber überraschenderweise hat, obwohl vorher die Stimmung der Arbeiterschaft für die Intervention der Kirchen günstig schien, die Majorität sie durch Abstimmung am 10. August zurückgewiesen. 14 von den 20 Kohlenbezirken waren geneigt, die Vorschläge der Bischöfe anzunehmen: die übrigen 6, die die Masse der Bergarbeiter stellen (darunter Südwales, Lancashire, Cumberland und Yorkshire), gaben den Ausschlag für die, allerdings knappe, negative Entscheidung. Welches waren wohl die Gründe? Es wird gesagt, die ablehnenden Arbeiter hätten sich praktisch nichts erhofft, da die Vorschläge schon von Regierung und Grubenbesitzern abgelehnt gewesen seien; auch hätten sie die Möglichkeit einer letzten Entscheidung, die in der Hand eines unabhängigen Schiedsrichters gelegen hätte, gescheut. Uns würde interessieren, ob nicht religiös-kirchliche Momente mitgewirkt haben: etwa die Abneigung gegen eine kirchliche Intervention und ein Zusammengehen mit den Kirchen überhaupt? Ein intimer Kenner der Bergarbeiterschaft der oben erwähnten 6 Distrikte könnte uns darüber Aufschluß geben. Sind es vielleicht kirchenfeindliche oder wenigstens staatskirchenfeindliche Distrikte? Es wäre außerordentlich lehrreich für künftige ähnliche Versuche, über die Stimmung der Arbeiterschaft solchen Versuchen gegenüber etwas zu erfahren. Mit dieser Ablehnung ist wohl die Vermittlungsaktion der Bischöfe gescheitert, aber sie bleibt als Versuch eine bemerkenswerte Tatsache. Die Frankfurter Zeitung hat freilich recht, wenn sie schreibt: „Man stelle sich vor, daß deutsche Generalsuperintendenten zusammenträten, um zu Gunsten streikender Bergleute zu intervenieren — ein kaum vollziehbarer Gedanke“ (Nr. 590). Es wäre jetzt vielleicht gar nicht gut, wenn sie es täten; denn die dazu nötige Grundeinstellung und das Geschick ist ihnen heute wohl noch kaum zuzutrauen. Aber auch sie müssen es noch lernen und werden es lernen. Es ist nur ein Zeichen vom Kraftbewußtsein einer Kirche, wenn sie sich in solchen Fällen den Schritt in die breite Öffentlichkeit zutraut, ganz abgesehen davon, daß sie damit für Christus in der Welt streitet. Leider gibt es im deutschen Protestantismus zu viele Leute, die das nicht verstehen — ich höre schon ihre Einwände in den Ohren klingen! Für die englischen Kirchen war der Verlauf trotz der endlichen Ablehnung nur ein Erfolg; denn nahezu die Hälfte der Bergarbeiterschaft, die Arbeiterführer, die Arbeiterparteien und ein Teil der liberalen Führer hat ihre Intervention mit freudiger Zustimmung aufgegriffen.

Die Streiklage war nach Ablehnung der bischöflichen Vorschläge freilich völlig verworren. Was nun? Baldwin, der durch die Hartnäckigkeit der Streikenden provoziert, nicht das geringste Entgegenkommen im Gegensatz zu seiner versöhnlichen Haltung nach Beendigung des Generalstreiks zeigt, und die Grubenbesitzer sehen die Chancen für den Sieg wachsen: die Arbeiter werden uneinig, eine knappe Mehrheit ist den Führern nicht gefolgt, Hunger zieht immer bedrohlicher und beißender in die Kohlendistrikte ein. Baldwin rechnet offenbar mit seiner zermürbenden Wirkung; er hat an die Öffentlichkeit Amerikas einen Brief gerichtet, der die Sammlung von Geldmitteln für die hungernden Bergarbeiterkinder verhindern soll, denn die Not sei gar nicht so groß. Die Versprechen einer Reorganisation des Bergbaus treten ganz zurück; Lohn und Arbeitszeit stehen im Vordergrund der Diskussion. Die Mehrheit der Streikenden hält an der Forderung der Siebenstundenschicht fest, während sie über eine Einschränkung des Lohnes mit sich reden lassen will (auch hier zu beobachten, wie die Arbeiterschaft die Beschränkung der Arbeitszeit wichtiger ist wie die Höhe des Lohnes!); besonders wichtig ist, daß an der allgemeinen nationalen Regelung der Arbeitsbedingungen festgehalten wird. Die Arbeitgeber dagegen erhoffen eine Abbröckelung des Streiks, die Rückkehr der Arbeiter in die Gruben unter Verlassen ihrer Führer, damit Zerfall der Gewerkschaft und die Möglichkeit distriktweiser Regelung der Arbeitsbedingungen. Die Gewerkschaftsorganisation soll womöglich einen Schlag erhalten, von dem sie sich nicht wieder erholt. In einzelnen Bezirken schlagen sie Wiederaufnahme der Arbeit unter den nicht ungünstigen Bedingungen vor, daß der alte Lohn beibehalten, aber in $7^1/_2$ stündiger Schicht gearbeitet werden soll. Die Bedingungen gelten jedoch interim, so daß damit in Kürze ihre Änderung vorbehalten bleibt. Es sind nur etwa 20 000 Arbeiter (im Verhältnis zu 1 Million Streikender) dem Angebot der Grubenbesitzer gefolgt. Nun leidet auch die Ruhe in den Kohlenbezirken; es kommt zu Zusammenstößen zwischen Arbeitern und Polizei. Man muß immer wieder die beispiellose, heldenhafte Solidarität dieser Leute bewundern, wie sie das Bürgertum nicht kennt.

Am 17. August schienen die Streikenden am Ende ihrer Kraft zu sein. 150 ihrer Delegierten traten in London zusammen, wobei die Vertreter von 428 000 Grubenarbeitern für den Beginn sofortiger Verhandlungen mit der Regierung und den Grubenbenbesitzern eintraten mit dem Ziel der Beendigung des Streiks; die Delegierten von 360 000 Arbeitern waren dagegen. Der Sekretär Cook lud daraufhin sofort den Verband der Arbeitgeber zu einer gemeinsamen Konferenz auf den 19. August zum Beginn der Verhandlungen ein. Allgemein glaubte man den Streik beendet, die Börse atmete auf — da kommt die Nachricht, daß die Verhandlungen sich zerschlagen hätten.

Drei Differenzen stellten sich als immer noch unlöslich heraus: Arbeitszeit, Lohn und Nationalabkommen. Die Arbeiter fordern Beseitigung der Achtstundenschicht, nur vorübergehende Kürzung des Lohnes und Nationalabkommen; die Arbeitgeber verweigern das, halten an der Forderung der Achtstundenschicht fest und wollen nur distriktweise mit den Arbeitern verhandeln. Letzter Punkt rückt mehr und mehr in den Vordergrund: National- oder Distriktabkommen. Er wird neuestens von den Arbeitgebern vor allem betont; gelingt ihnen seine Durchsetzung, dann wäre der Bergarbeiterorganisation ein schwerer Schlag versetzt und ihre Einheitlichkeit gefährdet, was offenbar — man sagt, auch von der Regierung — beabsichtigt ist. Auch in der Frage der Achtstundenschicht handelt es sich um ein allgemeines aktuelles Arbeiterproblem: um das Washingtoner Arbeitszeitabkommen. Gelingt ihre Durchsetzung, dann ist die Ratifizierung dieses Abkommens gefährdet zunächst in England, damit aber auch in Frankreich und Deutschland.

Nicht ohne Erfolg wenden sich die englischen Bergleute bei dieser Nachfrage an die Gesamtarbeiterschaft der Welt. Es scheint, daß sie nun ihre allerletzten Anstrengungen machen und die internationale Solidarität mobilisieren. Die Gewerkschaften der Welt, die Amsterdamer wie die Moskauer, schicken Gelder für die Streikenden nach England; von Deutschland, Frankreich, Holland, Rußland und Amerika treffen Unterstützungen ein; es handelt sich um Millionenbeträge. Der „alte“ Bergarbeiterverband des Ruhrgebiets allein schickte kürzlich 150 000 Mark; außerdem wird von den Gewerkschaften eine Anleihe aufgelegt, bei der Holland allein 500 000 Mark zeichnete. Und das alles, trotzdem die Internationale mit der Haltung der englischen Genossen gar nicht zufrieden ist. Sie hat ihnen schwere Sünden vorzuwerfen, dazu gehört, daß sie Gelder von den russischen Gewerkschaften annehmen, überhaupt ihr Verhältnis zu Moskau unklar und zweideutig sei. Neuerdings fand sogar eine Sonderkonferenz mit den Russen statt. Vor allem aber wird ihnen ihre schlechte Taktik und mangelnde Solidarität übelgenommen. Cook habe die Politik des Generalrats der englischen Gewerkschaften desavouiert und sei eigene radikale Wege gegangen, während er mit dem Generalstreik gleichzeitig den Bergarbeiterstreik bei einiger Mäßigkeit und Vernunft hätte beendigen können zu Bedingungen, die er heute nicht mehr erreicht. Sehr verübelt wird ihm, daß er bei jeder Gelegenheit gegen den Generalrat polemisiere und damit die Einigkeit der Internationale schwäche. Aber trotz aller Ausstände wird finanzielle Unterstützung nach Kräften zugesagt.

Was für ein grandioses Ringen! Ein Ringen nun nicht mehr zwischen Kapital und Arbeit, sondern zwischen dem Kapital der Kapitalisten und dem Kapital der Gewerkschaften. Privatkapitalismus und Gewerkschaftskapitalismus gegeneinander. Wer wird siegen? Ich glaube doch — man soll zwar nicht prophezeien! — das Privatkapital; es ist letzten Endes stärker als das durch Millionen Spargroschen mühsam zusammengetragene Gewerkschaftskapital. Vor allem: das Gewerkschaftskapital hat 10 % der Bevölkerung Englands — denn soviel sind am Streik beteiligt — zu ernähren; das Privatkapital ein paar hundert Menschen, die wohl kaum in dieser Kampfeszeit etwas vom gewohnten Luxus entbehren.

Auf den deutschen Kohlenbergbau ist der englische Streik nicht ohne Wirkung. Er hat einen Teil der ausländischen Absatzmärkte, die bisher von England versorgt wurden, für sich erobern können. Wieviel und wieweit, ist natürlich Geschäftsgeheimnis. Vom Arbeitgeberverband werden die durch den englischen Streik gemachten Gewinne als nicht erheblich hingestellt, was natürlich nichts für deren Vorhandensein beweist. Die Halbenbestände hätten sich auf erst 6 000 000 Tonnen verringert, auch

müßten zur Ausfuhr immer noch erhebliche Zubußen geleistet werden (die dann natürlich der Inlandabnehmer bezahlt; denn irgendwer muß sie doch bezahlen). Auch rechnet man mit der Beilegung des englischen Streiks in einigen Wochen und mit einem dann einsetzenden scharfen Konkurrenzkampf mit der englischen Kohle. Die Bergarbeiterschaft scheint allerdings anderer Ansicht zu sein; denn sie hat, und zwar alle vier Bergarbeiterverbände, am 31. Juli das bisherige Lohnabkommen auf 31. August gekündigt mit dem Ziele einer Lohnerhöhung. Über die Gründe der Arbeiterschaft verlautet noch nichts.. Ich vermute, daß sie der Überzeugung ist, daß die Arbeitgeber in diesem Sommer erhebliche Gewinne gemacht haben, und sie sich nun ihren Anteil daran durch Lohnerhöhung sichern wollen. Die am 19. August gepflogenen Verhandlungen sind ergebnislos verlaufen. Beide Parteien riefen den staatlichen Schlichter an, der aber, Reichskommissar Mehlich, beim Lehrter Eisenbahnunglück plötzlich ums Leben gekommen ist. Inzwischen ist der Streit so entschieden, daß der neue Schlichter eine Lohnerhöhung von 4 % festsetzte. Die Bergarbeiterverbände nahmen die Entscheidung an und beantragten ihre Verbindlichkeitserklärung, welchem Antrag vom Reichsarbeitsminister stattgegeben wurde.

Wie gefährlich die Arbeit des Bergmannes ist, erhellt aus der Unfallstatistik des preußischen Bergbaus vom Jahre 1925. Als „Unfall" wird bezeichnet eine im Bergbau zugezogene Verletzung, die wenigstens drei Tage arbeitsunfähig oder arbeitsbeschränkt macht. Insgesamt ereigneten sich 113 169 Unfälle, davon waren 1564 tödlich. Das ist pro Arbeitstag 377 Unfälle, davon 5 tödlich. Im Verhältnis zur Belegschaftszahl ist jeder fünfte Mann etwa im Jahre 1925 verunglückt. Diese Zahlen weisen gegenüber den Vorkriegsjahren eine ganz geringe Steigerung auf; am größten sind sie in den Jahren 1916—1918. Weitaus die meisten Unglücksfälle ereignen sich im Steinkohlenbergbau, und zwar unter Tage. Und da wieder die meisten durch Steinfall (Hereinbrechen von Teilen des anstehenden Gebirges): 27 446, davon 466 tödlich; geringe infolge Verwendung von Sprengstoffen und Zündmitteln (328; 27 tödlich), durch Gase und Kohlenstaub (313; 237 [!] tödlich) und durch Grubenbrand (25; 2 tödlich). Der Bezirk Dortmund steht an Unfallhäufigkeit obenan; er trägt über die Hälfte aller Unfälle (74 224; davon 1093 tödlich). Die absolute Zahl der tödlichen Unfälle ist von 1924 auf 1925 um 230 gestiegen. Diese Steigerung, die auf besonders starke Unfälle im Dortmunder Bezirk zurückzuführen ist, hat zur Einführung besonderer Sicherheitsmaßnahmen geführt. (Soz. Praxis Nr. 33, S. 831.)

Zum Schluß noch die Zahl der unterstützten Erwerbslosen: sie betrug am 1. August 1 652 616 (darunter 324 165 weibliche), ist also wieder um ein Geringes zurückgegangen. Die Bewegung ist folgende: 1. Juni 1 744 539 (323 953 weibliche); 1. Juli 1 742 567 (332 843 weibliche) und 1. August 1 652 616 (324 165 weibliche). In der ersten Augusthälfte ist ein weiterer kleiner Rückgang zu verzeichnen. Er ist zweifellos auf den vermehrten Bedarf an Arbeitskräften in der Landwirtschaft zurückzuführen. Für Herbst und Winter ist leider ein Anwachsen der Zahlen wahrscheinlich: die Arbeitskrise trägt deutlich die Merkmale der Dauer, so daß von „Krise" nicht eigentlich mehr gesprochen werden kann. Doch darüber das nächste Mal mehr.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Im mexikanischen Kirchenstreit schien es eine Zeitlang, als ob eine Entspannung eintreten wolle. Am Samstag, 21. August, empfing Präsident Calles auf Grund einer namentlich von hochstehenden Juristen und Kaufleuten des Landes ausgehenden Vermittlungsaktion den Erzbischof Ruiz (neben Mexiko selbst gibt es noch sieben erzbischöfliche Sitze im Lande) und den Bischof Pascal Diaz. Die mehr als zweistündige Verhandlung verlief nach allen Nachrichten (Assoc. Preß 22. 8.; Times 23. 8. Spezialkorr.) sehr zufriedenstellend und freundlich. Der Präsident Calles widersprach dem Verlangen der Bischöfe nach einem Plebiszit, gab aber dem Episkopat anheim, auf loyalem Wege die Änderung der Verfassung von 1917 herbeizuführen und vorerst der staatlichen Registrierung der Kirchen und Priester als einer bloßen Verwaltungsmaßnahme sich gesetzmäßig zu unterziehen. Ein über die Verhandlung ausgegebenes Manifest des mexikanischen Episkopats kündigt die Bildung einer die Verfassungsänderung auftretenden Partei an, welche nur den Namen „katholisch" nicht annehmen dürfe, um dem Gesetz zu genügen, wonach die Religion nicht im öffentlichen Leben sichtbar werden darf. In der Erklärung der Bischöfe hieß es weiter, daß man den von Calles in einem vorausgehenden Brief an den Erzbischof Mora y del Rio (von Mexiko City) an den Tag gelegten versöhnlichen Geist wohl zu würdigen wisse. Man betont gemeinsam die Notwendigkeit einer Trennung von Staat und Kirche, zwischen denen gegenseitige Harmonie herrschen müsse. Da die weitaus große Mehrzahl des mexikanischen Volkes katholisch sei, könne eine Lösung des Konflikts nicht allzu schwer sein. Der Episkopat habe den Wunsch, daß Calles der Ruhm beschieden sei, für Mexiko eine Zeit herbeizuführen, wo im Rahmen einer wirklichen Demokratie bei voller Durchführung der Religionsfreiheit Katholiken, Sozialisten und Liberale freundschaftlich zusammenleben. Nach weiteren ergänzenden Nachrichten brachte Präsident Calles zum Ausdruck, daß die Regierung nicht die Absicht habe, sich in das Dogma und in die innerreligiösen Angelegenheiten einzumischen. Und die Bischöfe erklärten, daß der Wiederaufnahme des Gottesdienstes grundsätzliche Hindernisse nicht im Wege ständen.

Doch nun griff der Vatikan ein. In Osserv. Rom. vom 25. 8. (196) findet sich ohne Überschrift die offiziöse Auslassung: „Die Zeitungen berichten von Unterhandlungen und Abmachungen, die zwischen einigen Gliedern des mexikanischen Episkopats und dem Präsidenten Calles geführt worden sind. Wir warnen unsere Leser vor Nachrichten, welche tendenziös sein könnten, weil keine Mitteilung des Episkopats von Mexiko an den heil. Stuhl gelangt ist und andererseits keine neue Anordnung des heil. Stuhls dem betreffenden Episkopat vorgeschrieben wurde, welche eine Richtungsänderung hätte herbeiführen können." Und tags darauf heißt es ebenso im offiziösen Druck: „Direkt dem heil. Stuhl zugegangene Nachrichten bestätigen, daß die von einigen Zeitungen berichteten Gerüchte von Vergleichsverhandlungen zwischen dem Episkopat von Mexiko und dem Präsidenten Calles, welche der katholischen Sache nicht günstig waren, gänzlich falsch sind (sono completamente false le voci). Es sind das die Gerüchte, welche wir im gestrigen offiziellen Kommuniqué dementiert haben. Der ganze Episkopat und alle Gläubigen bleiben geschlossen in der Verteidigung der Religion und in der devoten Unterordnung unter den apostolischen Stuhl" (Oss. Rom. 197).

Zum Beweis des letzteren Satzes wird in Oss. Rom. 200 (29. August) der am 24. Juli (!) abgesandte Brief des Episkopats von Mexiko veröffentlicht, worin der Erzbischof Mora y del Rio zu Beginn des verschärften Kirchenstreits, der bekanntlich Ende Juli und Anfang August in ein neues Stadium eingetreten ist, mit dem gesamten Klerus und den Gläubigen von Mexiko die Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl ausspricht und sich seinen Segen erbittet. Dieser Segen wird dann auch jetzt ausgesprochen in Anlehnung an 2. Kor. 2—7.

Also der Vatikan hat den in Mexiko geschlossenen Vergleich nicht gut geheißen. Und nun muß Präsident Calles der Schuldige sein. Nach einer neueren Auslassung des Erzbischofes Mora y de Rio von Mexiko, der sich bei den Verhandlungen mit Calles im Hintergrund gehalten hatte, wird der Präsident Calles beschuldigt, Vertretern der Presse gegenüber über die Vereinbarung mit den Bischöfen sich zweideutig ausgesprochen zu haben: während er den Bischöfen gegenüber die Registrierung der Priester lediglich für eine Verwaltungsmaßnahme erklärt habe, habe er den Journalisten gesagt, daß die Priester sich den Gesetzen unterwerfen müßten, wenn sie in die Kirchen zurückkehren wollten. Ein weiteres zweideutiges Benehmen des Präsidenten wird von Osserv. Rom. (197) ausführlich erzählt, wonach er den in die Presse zu gebenden Text über die Verhandlungen am Samstag (21. August) nachts habe veröffentlichen lassen, ohne die Korrekturen des Bischofs Diaz zu berücksichtigen. Das sind also nach der katholisch-offiziösen Darstellung die Gründe für das Scheitern der Verhandlungen. Der wahre Grund ist eben das Veto des Vatikans, wie es denn auch in einer letzten Erklärung des mexikanischen Episkopats heißt, die Bischof Diaz in die Presse gab, daß die Geistlichkeit „ohne vorherige Ermächtigung des Papstes" ihre priesterliche Tätigkeit nicht wieder aufnehmen könnte. Damit bleibe die Lage unverändert, es sei denn, daß die Regierung die Ausführungsbestimmungen zu den kirchenpolitischen Absätzen der Verfassung aufheben würde. „Bevor wir diesen Widerruf nicht erlangen und die Einschränkungen der kirchlichen Rechte hinsichtlich der Erziehungsfreiheit, der Gedankenfreiheit und der kirchlichen Rechtsprechung nicht aufgehoben werden, ist es dem Klerus unmöglich, seine kirchlichen Funktionen wieder aufzunehmen. In der Zwischenzeit führen wir unsern Kampf um die religiöse Freiheit und Toleranz weiter." Und der Osserv. Rom. meldet, der Boykott werde viel schärfer, als bisher durchgeführt werden.

Über diese Tatsache, daß die Bischöfe in Mexiko den Frieden wollten, daß aber von Rom aus der wirtschaftliche, das Land um seinen Kredit bringende Kampf neu geschürt wird in Verknüpfung mit revolutionären Umtrieben, die in diesem Lande bekanntlich nie ausgeruhen, ist in den sonst über Mexiko so redseligen Blättern der katholischen Presse Deutschlands kein Wörtchen zu lesen. Die Augsb. P. Z. (199) versucht statt dessen unter dem Titel Cosas de Mejico den Nachweis, daß „das ganze Verfolgungsgesetz des Herrn Calles vom 1. August null und nichtig ist".

Auch auf der Seite der mexikanischen Regierung ist natürlich jetzt eine Verschärfung eingetreten. Einer der Minister des gegenwärtigen Regimes erklärt jetzt nach dem Anderen, daß er eine Verfassungsänderung niemals zulassen werde. Nicht nur die Verwaltungsbeamten, die das Gesetz lässig durchführen, sondern auch die Lehrer (in der Provinz Guadalajara dreihundert an der Zahl), die in der neuen Kirchengesetzgebung nicht mittun wollen, werden entlassen (in diesem Eldorado der Analphabeten!). Und Calles erklärt, daß nunmehr die Geistlichen, die im Kampf sich politisch irgendwie hervortun, künftig nie mehr von der Regierung die Erlaubnis zur Ausübung ihrer Funktionen bekommen könnten. Jetzt geht es um die Ehre und Selbständigkeit des mexikanischen Senats und um das Prestige der vatikanischen Politik.

*

In einer rückschauenden Betrachtung über den Eucharistischen Kongreß in Chicago schreibt der protestantische Herausgeber von The Christian Century (Chicago, Nr. 26): „Das nichtkatholische Chicago fühlte den besonderen Anstoß zur Gastlichkeit. Der Geist der Toleranz war aufgerufen und kultiviert durch die Presse und auf protestantischen Kanzeln schon Wochen zuvor. Methodistische und episkopalistische Bischöfe und hervorragende Geistliche anderer Religionsgemeinschaften, wie auch die Presse, haben das Volk jeglichen Glaubens aufgerufen, den Erfolg mit unvoreingenommenem und sympathischen Geist zu begünstigen. In der Sphäre der Religion gibt es kein einzelnes Ereignis unserer Geschichte, das mit diesem verglichen werden könnte an volkstümlicher Größe, an eindrücklicher Symbolkraft, an Vertiefung des Gefühls und an feierlicher Auswirkung auf den Geist einer großen Stadt.“ Es heißt dann weiter, daß während des Kongresses jegliche Kontroversie und Schaustellung von Intoleranz verstummt sei; aber nachher seien die Gegensätze zwischen den beiden Glaubensbewegungen wach geworden. „Der Tag kommt herbei, an dem die Religion von Rom und die Religion der Reformation einander entgegenstehen müssen, nicht in feindlicher Antipathie, sondern in dem Geist gegenseitiger Hochachtung, von welcher allein der höhere Glaube jeweils entspringt.“ „Trotz aller Differenzen im Glauben und in den Ordnungen, die auf dem Eucharistischen Kongreß vertreten wurden, fühlte sich doch jeder aufgeklärte Protestant in den Tiefen der Seele bewegt bei dem Gottesdienst von Christi Gegenwart in den eucharistischen Feiern unter freiem Himmel.“ Den Hauptanstoß findet der Berichterstatter in der undemokratischen Verfassung der katholischen Kirche, die dem Wesen des amerikanischen Geistes zuwider sei. „Hier für Toleranz einzutreten, heißt fordern, daß das amerikanische Gewissen sein Innerstes nach außen kehre.“ Aus demselben Artikel erfährt man, daß die Bürgermeister von New York, Chicago und Boston Katholiken seien und daß sie als „Trockenmänner“ ohne Ansehen ihrer Konfession auf ihre Posten kamen. In New York gibt es etwa 2 Millionen, in Chicago 1⅔ Millionen Katholiken. Von den elf anwesenden Kardinälen hätten die größere Hälfte den Eindruck von müden, verlebten Greisen gemacht, die kleinere Hälfte den von asketischen Mystikern. Eine Kardinalsgestalt von der überragenden Geistigkeit Newmans sei keiner unter ihnen gewesen.

*

Der Zisterzienserorden enthält nach seiner neuesten Statistik (Salzb. Kath. K. Z. Nr. 33) in seinem männlichen Zweig 24 Abteien und 8 Priorate, zusammengefaßt in 8 Provinzen (Congregationes). Davon ist eine Abtei nullius Dioeceseos, nämlich die Mehrerau bei Bregenz am Bodensee. Deren Abt ist auch der Generalabt des Gesamtordes, Dr. Cassian Haid. Zwei Abteien sind dem Generalabt direkt unterstellt. Die Gesamtzahl der männlichen Ordensmitglieder beträgt 1066, darunter 720 Priesterprofessen. Der weibliche Teil des Ordens umfaßt 48 Abteien und 6 Priorate, und 1763 weibliche Ordensmitglieder. Die Hälfte der Frauenklöster (24) ist in Spanien. Der Protektor des Ordens an der Kurie ist Kardinal van Rossum.

Der Bischof von Linz hat unter Berufung auf CJC can. 7325, § 4 seinen Diözesanen den Besuch von Versammlungen jeglicher Art verboten, die von religiösen Sekten, z. B. Methodisten, Adventisten, sogenannten Bibelforschern und von Freidenkern veranstaltet werden. „Dieses Verbot gilt um so mehr, wenn in solchen Versammlungen unglückliche Priester auftreten, die von der Kirche abgefallen sind.“

Marburg Heinrich Hermelink

Bücher und Schriften

Das Matthäusevangelium in Holzschnitten von Daniel Greiner, bisher nur als Mappe in Handdrucken erhältlich, erscheint um Mitte Oktober als Buch, auf 50—56 Holzschnitte erweitert. Vorzugsausgabe auf Kupferdruckpapier 12 M., die billigere Ausgabe 7 und 6 M. Man subskribiert bis 30. September*) und erhält dann die Vorzugsausgabe für 8, die billigere gebunden für 6, geheftet für 5 M. Karten zur Subskriptionserklärung begehre man ohne Verzug vom Felsberg-Verlag Jugenheim a. d. Bergstraße.

Das Christentum in unserer Kultur. Von Willy Lüttge, ord. Professor an der Universität Heidelberg. Leipzig, Quelle und Meyer 1925. 207 S. 5.60, geb. 7 M.

Lüttge will eine Kulturphilosophie der christlichen Religion geben, indem er den Gehalt des Christentums von einer Geschichtsphilosophie der Religionen her und von der Problematik der Kulturphilosophie aus aufweist. Die in diesem Buch behandelten Themen sind dementsprechend umgreifend, die Fülle der interessanten Hinweise und gediegenen Urteile kann in einer Besprechung nicht gewürdigt werden.

Lüttge will nicht den Gehalt des Christentums von außen her begründen, sondern in der Auseinandersetzung mit den anderen Religionen und der Kulturlage der Gegenwart klären. Ziel des ersten Abschnittes ist es, zu zeigen, wie die Religionsgeschichte zwischen Mystik und atheistischer Skepsis schwankt. Verdienstvoll ist die Deutung der letzteren als eines religiösen Phänomens. Das Christentum wird als Synthese jener religionsgeschichtlichen Antinomie aufgewiesen. Die Überwindung der gleichen Spannung wird im zweiten Abschnitt im Zusammenhang der Kulturprobleme aufgezeigt. Die klaren Linien dieses Ansatzes sind durch die Fülle der Einzelhinweise gelegentlich verdeckt; die systematische Durcharbeitung liegt in der Hülle eines temperamentvollsprudelnden Deut- und Schreibrhythmus.

Theodor Siegfried

Franziskus und Dominikus. Von Wolfram von den Steinen. Band 1 der Sammlung: Heilige und Helden des Mittelalters, Lebensbeschreibungen und Übersetzungen von Wolfram von den Steinen. — **Bernhard von Clairvaux.** Band 2. Breslau, Ferdinand Hirt 1926. Geb. je 5 M.

Keiner hat den Geist des Mittelalters in Fühlweise und Haltung so wieder lebendig gemacht wie der Dichter Stefan George (von kirchlichen, theologischen oder philosophischen Erneuerungen oder Anknüpfungen sei hier nicht gesprochen); in seinem Mittelalterbuche „Sagen und Sänge“ wird das Mittelalter zu einer Kraft der Gegenwart, die in uns wirkt und in die Gestaltung des neuen Menschenbildes eingegangen ist. Von diesem neuen Urerlebnisse nehmen die Forschungen Wolfram von den Steinens ihren Ausgang. Ihm gilt es dabei weniger, den Gesamtgeist des Zeitalters im System, als vielmehr seine sinnbildlichen Schicksale und bedeutendsten Hervorbringungen in einigen großen Heiligen und Helden zu zeigen. Es dürfte aus diesem Gesichtspunkt heraus wohl kaum ein Buch geben heute, das so sehr wie die beiden obigen die Gestalten von Franziskus, Dominikus und Bernhard lebendig und deutlich vor Augen stellt, jede in ihrer Einzigkeit klar und sicher gekennzeichnet in einer Sprache, die in der schönsten Weise dem Gegenstande angemessen ist und sich von allen wissenschaftlichen Verzettelungen und schwächenden Abschweifungen fern hält. Mit einem tiefen Spürsinn weiß v. d. Steinen den sinnbildlichen Augenblick zu erspähen und zu deuten, der dem Leben Bernhards von Clairvaux solch eine erschütternde und reifende Einsicht brachte: er meinte, es müsse Jedem möglich sein, sich in seinen Höhen zu bewegen, er hob die Menschen in der Tat durch seine begeisterte Predigt und seinen tiefernsten Zuspruch für Augenblicke über sich selbst hinaus. Aber sie fielen bald wieder in ihr engeres Wesen zurück. Sie selber merkten traurig, daß es so war, und auch er mußte es sehen. Da lernte er, daß jedem sein Maß gegeben sei, daß die redliche Anspannung aller Kräfte vor Gott genug tue, auch wenn sie das Höchste nicht erreicht. Noch heute, wie allezeit, ist im Menschenleben ein bedeutsamer Augenblick, wenn man erfährt, daß dem Willen Grenzen gesetzt sind. Die lauen Bürger nutzen diesen Augenblick, um ihren Willen herabzustimmen. Nicht so die wirklich feurigen Herzen: die behalten ihren Jugendwillen und merken, daß die naturgesetzten Grenzen nur eine heilige Forderung mehr an ihn stellen — die Forderung nämlich, mit ihrer innern Glut zu schmieden statt bloß zu sprühen. Wir meinen, mit dieser Probe vom Ton und von den urtümlichen Maßen dieser Bücher mehr zu zeigen als durch einzelne materiale Erörterungen. Den größten Heiligennamen des Mittelalters wird hier eine neue Liebe erweckt, freilich eine fordernde Liebe, die uns neue Dienste, neue Spannung und Zucht gebietet. W. v. d. Steinen wird diesen Seelen gerecht, indem er sich auf Einfaches und Wesentliches besinnt und sie nicht „aus dem Gebrodel ungemäßer Konfessions- und Gemütsfragen heraus zurechtzudeuten sucht“, und er tut es mit der verfeinerten Fühlweise und den wachen Sinnen jener Betrachter, denen ein inneres schönes Menschenbild Leitstern ist, mit der Zartheit jener Spätlinge, die mit allen Möglichkeiten der Vergangenheit noch einmal ihre ahnenreiche Gegenwart schmücken.

Hans Dahmen

Das Leben der heiligen Elisabeth. Nach den alten Quellen erzählt von Lulu von Strauß und Torney. Jena, Eugen Diederichs 1926. 88 S. Geb. 2 M.

Die Sammlung „Deutsche Volkheit“, von Dr. Paul Zaunert herausgegeben, ist ein echt Eugen Diederichs'sches Unternehmen. Je weniger wir sonst in der Lage sind, es zu unterstützen, weil es im allgemeinen profane Wege geht — und wie wir zu unsrer Freude vom Sortiment hören, hat es unsre Unterstützung auch nicht nötig — um so lieber empfehlen wir mit vollen Tönen dies prächtige Büchlein, das wirklich nicht nur für Marburg eine freundliche Bereicherung ist, sondern allen unsern Lesern Freude machen wird. R

Eberhard Gotheins Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation. 1. Band: Die Renaissance in Süditalien; mit einer biographischen Einleitung, herausgegeben von Edgar Salin. 8, geb. 11 M. 2. Band: Reformation und Gegenreformation. 9, geb. 12 M. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1924.

Gotheins Schriften sind mit ihren einzigartigen Vorzügen, dem Reichtum der Stoffülle und der Anschaulichkeit der Schilderung, und mit ihren Schwächen, der in allzu großer Breite leicht

*) Der Termin ist vom Verlag auf unsern ausdrücklichen Wunsch freundlichst bis dahin verlängert worden. In nächster Nr. 18 folgt ein Artikel über Greiner. D H

verloren gehenden Übersichtlichkeit und dem Vordrängen subjektiven Raisonnements, zu bekannt, als daß es nötig wäre, viel darüber zu sagen. Wir freuen uns aufrichtig dieser Herausgabe, denn wir zweifeln trotz solcher Schwächen nicht an ihrem bleibenden Werte. Man findet darin unendlich vieles, was man sonst überhaupt nicht findet, und wenn man auch etwas Zeit haben muß, um sie zu lesen, so wird man doch von der Universalität der Betrachtungsweise immer wieder Gewinn haben.

Was wir aber an dieser Ausgabe vor allem hervorheben möchten, das ist die biographische Einleitung von Salin, 31 Seiten nur, aber auf diesem engen Raume eine an dem charakteristischen Beispiele Gotheins glänzend herausgearbeitete Darstellung der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes von der älteren zur jüngeren und jüngsten Generation, vom Historismus zur neuromantischen Denkweise. Mit liebevollster Gerechtigkeit und zugleich jede Abschwächung meidender Deutlichkeit sind neben der Größe auch die Schwächen und Schranken der historisch-wissenschaftlich-sachlichen Betrachtung der Dinge, wie sie z. B. Ranke übte, betont, ist die Notwendigkeit aufgezeigt, weshalb die jüngere Generation" sich damit nicht abfinden konnte, und Gothein in die Mitte dieser Entwicklung hineingestellt, — als Mensch voll von aufgeschlossenem Verständnis für die neuen Bedürfnisse und Maßstäbe, als Gefehrter doch innerlich an die Gesetze jener strengen Wissenschaftlichkeit gebunden.

Der eigentümliche Geist der Heidelberger Universität, den die Max Weber-Biographie seiner Gattin so wundervoll zur Darstellung gebracht hat, weht den Leser auch aus diesen wenigen Blättern von Salins Skizze an. Es ist kaum zu sagen, was der Kreis, der sich um die Jahrhundertwende dort zusammenfand, für die Geschichte der deutschen wissenschaftlichen Bildung bedeutet hat, ein zweites Zentrum neber der Berliner Universität, von dem Anregungen und Aussaat ausgegangen sind, deren fruchtbare Wirkungen längst noch nicht erschöpft sind. Erich Foerster

Fabrikpflege. Ein Beitrag zur Betriebspolitik von Dr. Frieda Wunderlich. Berlin, Julius Springer 1926. 51 S. 2.70 M.

Die Fabrikpflege, ursprünglich von evangelischen Kreisen ins Leben gerufen (der Evangelische Diakonieverein in Gummersbach gründete 1900 das erste Fabrikarbeiterinnenheim) ist nach starker Entwicklung im Kriege in der Nachkriegszeit nahezu völlig eingeschlafen. Verschiedene Umstände haben hier mitbestimmend gewirkt, insbesondere die Entlassung weiblicher Arbeitskräfte als Folge der Demobilmachung und die ungünstige Lage der Fabrikbetriebe in der Nachkriegszeit. Dennoch bestehen gerade auf dem Wege der Fabrikpflege große erziehliche Einflußmöglichkeiten, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen, wenn man es ernst nimmt mit der sittlichen Hebung der jugendlichen weiblichen Arbeitskräfte. Ohne Weiteres wird deutlich, wie der dauernde Einfluß einer mütterlich fürsorgenden Persönlichkeit während und bei der Arbeit — ein Einfluß, der sich unterschiedslos auf alle erstreckt — unendlich viel mehr zu wirken vermag, als Sonntagsheime mannigfacher Art, ja diese in der wirkungsvollsten Weise unterstützen kann. Aus diesen Gesichtspunkten heraus gewinnt die kleine Schrift von Dr. Wunderlich erhöhtes Interesse für alle, die für christliche Lebensgestaltung eintreten. In der anschaulichsten Weise wird hier die Entwicklung der Fabrikpflege bis zum Ausbruch des Krieges, ihre Ausdehnung im Kriege geschildert, und es werden Forderungen für die Gegenwart aufgestellt.

Einsichtige Fabrikpflegerinnen selbst arbeiten dahin, daß ihre Arbeit ein notwendiger, lebendiger Teil des großen Organismus werde, den die Fabrik als Ganzes darstellt, daß sie von Amts wegen die Pflicht haben, ihr Augenmerk auf das zu richten, was dazu beitragen kann, die menschlichen Beziehungen im Betriebe sowie zwischen Arbeitgebern und Arbitnehmern nach Kräften zu verbessern. Wieweit hiebei eine sittliche Hebung mit inbegriffen ist, bekundet das Zeugnis eines Arbeitgebers, das von der Fabrikpflegerin besagt: „Ihr leitender Grundsatz ist, den moralischen Stand des Personals unserer Fabrik auf eine solche Höhe zu bringen, daß jede um die Zukunft ihrer Tochter besorgte Familie diese mit voller Beruhigung in der Fabrik arbeiten lassen kann." „Auch sonst wird bezeugt, daß die Fabrikpflegerin zugleich ihren Einfluß auf die ordentliche Lebensführung der Mädchen ausüben" konnte. Soweit die Fabrikpflegerin bei der Einstellung mitzuwirken hat, kommt durch sie in dies sonst rein geschäftliche Verhältnis eine persönliche Note hinein: „Der Arbeiter merkt gleich, an wen er sich mit persönlichen Anliegen wenden kann." Auch die Einstellung entlassener Strafgefangener wird dadurch erleichtert, daß die Fabrikpflegerin dauernd mit ihnen in Fühlung bleibt. Durch Mitwirkung an der Hebung der geistigen Verfassung der Jugendlichen kann sie helfen die Vorbedingungen schaffen für alle Arten von höherer geistiger Beeinflussung. Sie wird hier zur Vermittlerin, die erst hinführt zu allen Arten von geistig-seelischer Jugendpflege. Der neue Weg der Arbeiterfürsorgerin, wie er in Bielefeld beschritten wurde, die sehr viel entwickeltere Fabrikpflege des Auslandes werden von Dr. Wunderlich eingehend geschildert.

In den angelsächsischen Ländern hat die Fabrikpflege in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen; sie wird auch in den Ländern mit unentwickelter Fabrikpflege neuen Ansporn erhalten durch die Gründung einer „Internationalen Vereinigung zum Studium und zur Förderung befriedigender menschlicher Beziehungen und gesunder Arbeitsbedingungen in der Industrie". Else Wex

A co-operative Technique for Conflict. Verlag National Conference on the Christian Way of Life. New York City, 129 East 52nd Street. 31 S.

Eine Technik des Zusammenwirkens in Konfliktsfällen propagiert die „Nationale Konferenz für christliche Lebensgestaltung" in New York. Sie erstrebt eine Durchdringung des wirtschaftlichen und politischen Lebens mit christlichen Grundsätzen; aber der Weg, den sie hier in einer Reihe von Flugschriften zeigt, ist ein ungewöhnlicher und vielleicht kann man sagen echt amerikanischer, insofern als er von der Technik ausgeht. Gemeint ist aber diesmal die Technik der Diskussion in öffentlichen und nichtöffentlichen Versammlungen. Hier solle die Erziehung zur Duldung anfangen, ja noch mehr hier solle ein Weg gefunden werden, demzufolge die Meinungsverschiedenheit, die Verschiedenheit der Standpunkte schließlich nur dazu dient, die Sache von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Darüber hinaus solle aber in echt christlichem Geist von den streitenden Parteien das Zusammenwirken erstrebt und gesucht werden, ja alle Beteiligten bereit sein, an der Auffindung einer Synthese mitzuwirken. Die National Conference glaubt, daß man auf diesem Wege Gruppen, die sich heute noch feindlich gegenüberstehen: Kapital und Arbeit, Katholiken und Protestanten usw. allmählich dahin bringen könne, daß sie einander würdigen und bereit werden zum Zusammenwirken. Voraussetzung sei ein gegenseitiges Studium der sich gegenüberstehenden Parteien.

So unwahrscheinlich eine Überbrückung von Gegensätzen durch bloße technische Mittel erscheinen muß; auf dem Wege zu christlicher Lebensgestaltung ist eine stärkere Duldung und gegenseitige Würdigung sicherlich ein notwendiges Glied, und wenn es sich hier natürlich auch um mehr handelt als um bloße Technik, vielmehr um einen Gesinnungswandel, so kann doch die in der kleinen Broschüre A co-operative Technique for Conflict geschilderte Technik, ein wertvolles Hilfsmittel dazu bilden.

Der Verfasser geht davon aus, daß die Meinungsverschiedenheiten als soziales Phänomen noch niemals untersucht seien. In der Schule, wie in der Öffentlichkeit, sei die Debatte darauf angelegt, zu Entscheidungen zu führen, die mit Ja oder Nein zu beantworten sind. Die Ebene, auf der hier Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden, charakterisiere die Disputierenden zumeist als auf der Stufe des primitiven Kampfes stehend. Es sei jedoch eine völlig falsche Geisteshaltung, wenn man Meinungsverschiedenheiten als Kampf auffaßt, während sie doch nur der natürliche Zustand der miteinander in Berührung geratenden verschiedenartigen Interessen seien, denen lediglich die Einordnung fehlt. Man müsse lernen mit völlig gutem Willen zu disputieren, als Parteien, deren Aufgabe es ist zu einer schöpferischen Synthese zu kommen.

Hierzu kann die Religion helfen; sie erweitert den Gesichtskreis der Menschen und setzt geistige Werte an die Stelle lediglich materieller Werte. Für den Disputierenden ist sie eine „Quelle der Weisheit".

Neben der richtigen geistigen Haltung stehen Verbesserungen in der Diskussionstechnik, für die vom Verfasser eine Reihe von Vorschlägen gemacht werden. Die National Conference hat bereits den Versuch gemacht durch besondere Diskussionsgruppen diese Technik auszugestalten und für die neuen Grundsätze Schule zu machen. Für eingehendere Studien wird auf eine Schrift von Professor Harrison S. Elliot „The Why and the How of Group Discussion" verwiesen. Else Wex

Wöchentliche Chronik

Das Exekutivkomitee der Weltkirchenkonferenz hat die Schaffung des Internationalen Instituts für sozialwissenschaftliche Angelegenheiten mit dem Sitz in Bern unter der Leitung des altkatholischen Bischofs Kuery beschlossen, dagegen einen Antrag über Zusammenarbeit mit dem Bund für Freundschaftsarbeit der Kirchen, der von dem Präsidenten der deutschen Delegation D. Kapler lebhaft bekämpft wurde, abgelehnt.

Das American Council of the World Alliance for Promoting International Friendship through the churches hat das Schreiben der deutschen Delegation auf der Stockholmer Konferenz über die Kriegsschuldfrage mit einem Schreiben an den Präsidenten Kapler beantwortet, in dem unter Anerkennung des Umstandes, das kein einzelnes Volk für den Krieg allein verantwortlich gemacht werden könne, auf die Schwierigkeiten hingewiesen wird, die gegenwärtig einer unparteiischen Erörterung der Kriegsschuldfrage noch im Wege stehen. Präsident Kapler hat darauf im Namen des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses geantwortet, daß es diesem nur auf die Erklärung ankomme, der Fortsetzungsausschuß möge vor aller Welt seine Stimme dafür erheben und möglichst auch die Kirchen zu einem Eintreten dafür gewinnen, daß das moralische Verdammungsurteil des Artikel 231 des Versailler Vertrags über Deutschland nicht auf Grund politscher Instrumente als res judicata ange-

sehen werden darf, sondern daß die unerläßliche Klärung dieser Frage die vollständige Offenlegung aller in Betracht kommenden Archive und eine tiefgrabende internationale Forschungsarbeit erfordert, die allein das Ziel der Wahrheit und Gerechtigkeit kennt.

Der Deutsche Evangelische Kirchenbund hat den Anschluß der Gemeinden Athen und Konstantinopel genehmigt.

Die Preußische Generalsynode soll für die letzte Aprilwoche 1927 einberufen werden. Der Preußische Kirchensenat hat Gesichtspunkte für die Verhandlungen mit den staatlichen Instanzen über die Frage der Sicherung der Übereinstimmung des Religionsunterrichts mit den Grundsätzen der Kirche (Artikel 149 d. R. V.) aufgestellt.

Der Breslauer Katholikentag hat eine Entschließung zur Schulfrage angenommen indem es heißt: „Ein Reichsschulgesetz ist für die Katholiken nur annehmbar, wenn es die Bekenntnisschule gleichberechtigt mit jeder anderen Schulart und volle Entwicklungsfreiheit in allen deutschen Ländern gewährleistet, wenn die Frage des geordneten Schulbetriebs geregelt und auch die wenig gegliederten Schulen als geordneter Schulbetrieb im Sinne der Reichsverfassung anerkannt werden, wenn in ihnen die Kinder im Geiste des Bekenntnisses unterrichtet und erzogen werden. Der Religionsunterricht ist in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und in ihrem Auftrage und unter ihrer Leitung zu erteilen."

Der in Meersburg versammelte dritte Kongreß der Religiösen Sozialisten Deutschlands beschloß nach viertägiger Verhandlungsarbeit eine programmatische Kundgebung, in der es heißt: „Wir religiösen Sozialisten Deutschlands bekennen uns zur Bewegung des internationalen Sozialismus und kämpfen für seine Verwirklichung in der Welt. Wir führen diesen Kampf in lebendiger Fühlungnahme mit dem arbeitenden Volk, seinen Parteien und seinen Freien Gewerkschaften. Diese unsere Einstellung ist für uns eine zwingende Notwendigkeit, um so zwingender, je lebendiger der einzelne religiöse Sozialist von den Kräften des Christentums ergriffen wird. Wir können nicht anders, wir müssen als religiöse Menschen bei denen stehen, die in der Tiefe ringen, und wir glauben zu wissen, daß der Kampf für die Rechte des arbeitenden Volkes ein Schicksalskampf ist um eine neue Gemeinschaft der Menschen untereinander." ... Die Kundgebung klingt aus in die Losung: „Durch das Evangelium zum Sozialismus! Durch den Sozialismus zum Evangelium!" — Auf demselben Kongreß wurde eine Bruderschaft sozialistischer Theologen Deutschlands beschlossen, die gegenseitige Hilfeleistung nach außen hin gegenüber den Angriffen innerhalb der Kirche und die Anbahnung einer engeren Gemeinschaft nach innen hin bezweckt. Führer: Lic. Dr. Piechowski-Neu-Kölln in Berlin.

Die Kirchenregierung in Kassel hat gegen Pfarrer Lic. Schafft und Kreispfarrer Lic. Bachmann in Kassel wegen eines Rundschreibens an die Pfarrer zum Volksentscheid das Disziplinarverfahren veranlaßt. — Pfarrer Hans Richter in Leopoldshall hat wegen wider ihn in der gleichen Sache gerichteter Angriffe gegen sich selbst das Disziplinarverfahren beantragt; der Anhaltische Landeskirchenrat hat dem stattgegeben.

Vom Amtsgericht Marburg wurde der Prediger der Freien Evangelischen Gemeinde, Missionar Schmidt in Hartenrod, zu 30 Mark verurteilt, weil er auf dem der politischen Gemeinde gehörigen Friedhofe in Bracht, dessen Verwaltung der Evangelischen Kirchgemeinde durch Ortsstatut übertragen ist, eine Beerdigungsfeier geleitet hat.

Landesoberpfarrer D. Reichardt hat ein Rundschreiben an die Thüringer Pfarrer ergehen lassen, in dem er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß all das Vergiftende und Entwürdigende, daß nur zu oft ein politischer Wahlkampf mit sich bringt, bei den kirchlichen Wahlen vermieden werde.

Der Coetus der reformierten Prediger Ostfrieslands hat drei Stipendien zu je 300 Mark für Theologie-Studierende der Landeskirche ausgesetzt.

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands hat die Beziehungen zu dem Herausgeber der Schmutzzeitschrift „Die Ehrlosen", Reichstagsabgeordnetem Tiedt, „wegen ehrlosen und unproletarischen Verhaltens" gelöst. „Die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse fordert von jedem Parteimitglied, um so mehr von führenden Genossen die größte persönliche Reinheit und unbedingte Ehrenhaftigkeit."

Das Stammkapital von 39 deutschen Brauereien betrug 1913: 124, heute 180 Millionen Mark, die Dividendenausschüttung 13, jetzt 20 Millionen Mark, die durchschnittliche Verzinsung 8,9, jetzt 11,1 %. Dies alles, obwohl der damalige Bierabsatz noch nicht wieder erreicht ist (jetzt 37 gegen 50 Millionen Hektoliter, doch immerhin 10 Millionen mehr als im Vorjahr). Der Bierverbrauch der Bevölkerung beträgt 80 Liter pro Kopf gegen 60 im Vorjahr und 100 1913.

In Düsseldorf fand am 7.—9. August ein erster Deutscher Tabakgegner-Jugendtag statt.

Die österreichischen Bischöfe haben eine Instruktion an den Klerus herausgegeben, in der die Wahl von sozialdemokratischen Vertretern verurteilt wird, weil das sozialdemokratische Programm im Gegensatz zum Christentum stehe. An sozialdemokratischen Gewerkschaften sich zu beteiligen sei unerlaubt.

Der amerikanische Professor Nelson unterließ bei einer Privataudienz bei dem Papst trotz Aufforderung das Niederknien. Jetzt hat der Past den Empfang von Nichtkatholiken ausgeschlossen.

Die protestantische belgische Missionskirche zählt 26 Gemeinden und 15 weitere Stationen mit 9000 Seelen, 32 Pfarrern, 3 Evangelisten und 12 Boten.

Der Jerusalemsverein arbeitet wieder auf seinen sämtlichen Stationen: Jerusalem, Bethlehem (26. 4. wieder neu besetzt) Betschala, Betsabur und Hebron. Nur das armenische Waisenhaus, das der Landesregierung für eine Irrenanstalt vermietet wurde, konnte noch nicht wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden.

Der neugewählte Patriarch von Alexandrien Meletios hat an den Erzbischof von Canterbury einen Brief gerichtet, in dem er die Hoffnung auf Wiedervereinigung der orthodoxen und der anglikanischen Kirche ausspricht.

Der amerikanische Kirchenbundesrat hat sich mit einer „Sonntagsbotschaft an die amerikanische Arbeiterschaft" gewandt, in der er sich gegen die Betrachtung von Menschen bloß als Mittel zur Herstellung von Waren wendet und von der Arbeiterbewegung neues Verständnis für die treibenden Motive der anderen Gruppen fordert.

Durch Entscheidung des amerikanischen Gerichtshofes sind die Ansprüche des von der Sowjetregierung unterstützten Erzbischofs Kedrovsky anerkannt. Damit ist der Vertreter des alten Regimes der russischen Kirche Platon Rodjesvensky des Amtes entsetzt.

In Genf wurde am 30. 8. ein Internationaler Arbeitsausschuß antimilitaristischer Pfarrer gebildet. Sekretär Pfarrer J. B. T. Hugenholtz, Ammerstol, Holland.

Prinzessin Giovanni von Italien reiste nach Bulgarien, um dort zur orthodoxen Kirche überzutreten vor ihrer Verlobung mit König Boris. FB 657

Von Personen. Lehrauftrag: Missionsdirektor Dr. Ihmels in Leipzig für Missionswissenschaften. Gestorben: Dr. Charles W. Eliot, gew. Präsident von Harvard University (93 Jahr alt); Oberkonsistorialrat Professor D. Julius Kaftan in Berlin.

E St

Verschiedenes

Zum 30. der Sätze Deißmanns über die Bischofsfrage

Obwohl unsre Leser für dieses Thema schwerlich Interesse haben werden, möchten wir doch folgenden Erklärungen zu Nr. 15 Sp. 752 Raum geben.

1. Der Antrag Conze war, wie der Antragsteller selber erklärte, nur ein Eventualantrag, für den er nur eintreten werde, wenn der Antrag Preiser nicht angenommen würde. Geheimrat D. Deißmann hatte, bevor der Antrag Conze bekannt gegeben war, die Erwartung ausgesprochen, es möchte von den Bischofsgegnern nicht wieder eine Behandlung eintreten, die die Bischofsfreunde subjektiv als eine Vergewaltigung ihrer Gewissen empfinden müßten. Dieser Erwartung entsprachen wir durch die Erklärung, daß wir versuchen wollten, bei der ganzen Besprechung den urbanen Ton zu wahren. Wir machten aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wir von unserer grundsätzlichen Stellung nicht abwichen und daß wir das Kirchenvolk, soweit es uns zugänglich wäre, vor der nächsten Generalsynode hören wollten. Wäre nicht der Antrag Preiser angenommen, sondern uns nur das kleinere Weihnachtsgeschenk gegeben mit dem Antrag Conze, so hätte unsere Zustimmung zu diesem Antrag uns nichts von der gewissensmäßigen Verpflichtung abgenommen, in sämtlichen preußischen Kirchenprovinzen vor den einzelnen Provinzialsynoden gegen die Einführung des Bischofstitels zu kämpfen. Als nach Annahme des Antrags Preiser Professor D. Deißmann noch ein Schlußwort sprach, kam er mit keinem Wörtlein auf den Antrag Conze zurück, der eben gar nicht zur Abstimmung gekommen war. Wir vermögen jedenfalls in keiner Weise uns auf eine Linie gestellt zu sehen, die der Antrag Conze bedeutete, sondern haben es lediglich mit der Tatsache zu tun, daß der Antrag Preiser angenommen ist.

Elberfeld Hesse

2. Zu dieser Erklärung des Herrn Synodalen D. Hesse bemerke ich, daß ein Studium des Amtlichen Berichts über die Generalsynode vom Dezember 1925 die Tatsachen doch wohl klärt. Durch die Rede des Herrn D. Hesse, in der er namens seiner Freunde ankündigte, daß sie für den Antrag Conze und den Antrag Preiser stimmen würden, kamen die Wagschalen des gegenseitigen Entgegenkommens ins Gleichgewicht. Die Bischofsfreunde stimmten daraufhin für den ihnen ungünstigen Antrag Preiser. Danach können die durch Herrn D. Hesse vertretenen Herren nicht hinter die Linie des Antrags Conze zurück. Es handelt sich lediglich um die Generalsynode. Daß Herr D. Hesse und seine Freunde auf den Provinzialsynoden gegen

den Bischof stimmen, bleibt ihr gutes Recht. Aber daß sie auf der Generalsynode für die Freiheit der Stellungnahme der Kirchenprovinzen stimmen müssen, nachdem auf Grund dieses Versprechens die Bischofsfreunde ihr großes Entgegenkommen betätigt haben, steht fest.

Berlin Deißmann

Kleine Mitteilungen

Man schreibt uns:

„In unserm Badeort gab es keine Verfassungsfeier. Kein Mund, keine Hand, keine Fahnenstange rührte sich. Die Kurdirektion, sonst jeden Anlaß begierig erfassend, blieb völlig abgeneigt. Wie die Christen in den Katakomben gedachten wir ganz heimlich, aber um so zuversichtlicher an diese Grundlegung unsers Staats. Wann werden die Kirchen, die evangelischen Kirchen begreifen, was für ethische Momente aus der Weimarer Verfassungsurkunde herauszuholen sind?“

Der Einsender hat recht; man könnte geradezu eine Reihe Predigten halten, wenn nicht über die Verfassung, so zur Verfassung. So gut wie man Schiller-, Carolath- und Nietzsche-Predigten gehalten hat und zu allen möglichen weltlichen Gelegenheiten. Der Ausdruck ist gut: aus dem allem holt eine im Volk lebende Kirche die ethischen und religiösen Werte heraus. Und der heutige Staat kann ja gar nicht zu Ruhe und innerm Bestande kommen, wenn die Kirchen sich mit seiner Verfassung nicht befreunden, wenn sie ihr wohl gar entgegenarbeiten, statt sie in der Volksseele tiefer zu gründen. Die verantwortlichen Vertreter der Kirchen sollen sich wohl fragen, ob sie den Dienst, den hier der bestehende Staat von ihnen braucht, ihm auf die Dauer schuldig bleiben wollen. Schon ist genug versäumt. Daß der Verfassungstag der einzige Tag im Jahre ist, der sich zu einem gemeinsamen öffentlichen Feiertage eignet, sollte man überall einsehn. Solange aber unser Volk das noch nicht verträgt, müssen wir auf einen solchen Tag verzichten. Das tut nichts; wir feiern und festen viel zu viel. Aber hoffen darf man, daß die innere Einigung fortschreitet. Es hat doch auch an kirchlicher Beteiligung nicht ganz gefehlt. Ein Blatt liegt vor mir mit einer ausgezeichneten Predigt, gehalten am Verfassungstage in der Dortmunder Marienkirche. Ausgezeichnet, sofern sie der heutigen Situation durch gebotene Zurückhaltung Rechnung trägt und jedem, dem Staat und dem Christentum, das Seine gibt. („Das alte Evangelium.“ Christliches Sonntagsblatt ... ausgegeben von der Ortsgruppe ... des Bundes der Bekenner des biblischen Evangeliums. Nr. 34 vom 22. August.) Die Prediger der großen Städte müssen mit guter Tat vorangehn.

Um gleich bei Dortmund zu bleiben: unsre Leser erinnern sich des Artikels Caveant consules! von Pfarrer Lic. Goetz dortselbst in Nr. 13. Es war selbstverständlich, daß er in anders eingestellten Kreisen Befremden und Widerspruch fand. Der Verfasser hat seinem Eindruck, seiner Stimmung, seinem Urteil Ausdruck gegeben und sein Wort mit seinem Namen gedeckt. Zu „berichtigen“ ist da nichts. Und so hat auch der Evangelische Bund Dortmund uns zunächst nur sein Mißfallen an dem Artikel brieflich ausgesprochen, was wir durchaus respektieren. Neuerdings erhielten wir aber eine zur Veröffentlichung gemeinte Erklärung, aus der wir das allein Tatsächliche hiermit wiedergegeben. Nämlich die „Feststellung, daß Pastor Goetz sich mit seinen Ausführungen über die überaus eindrucksvolle Feierstunde in der Reinoldikirche im Widerspruche mit allen Mitgliedern und Freunden des Evangelischen Bundes befindet“. Wenn die Erklärung dann fortfährt, es sei der Artikel von Goetz die „einzige Stimme des Mißfallens geblieben“, so mag das richtig sein, sofern es die einzige öffentliche Stimme geblieben ist; aber, wie wir wissen, hat es Herrn Pfarrer Goetz an Zustimmung im übrigen nicht gefehlt. Wir bedauern den Zwischenfall; nur offen gestanden wissen wir trotz aller uns zugegangenen Mitteilungen noch immer nicht recht, wohin wir unser Bedauern nun eigentlich richten sollen.

Wir werden nun auch noch unser Fest haben, wir vom BGC und FCW. Also: Bund für Gegenwartchristentum in Köln 5.—7. Oktober. Aber es wird etwas ganz Solides. Man beachte die Einladung im Anzeigenteil. Die Themen, hören wir, seien zu schwer. Aber es handelt sich nun einmal bei uns nicht um leichte Speise. Und vielleicht sind die Redner um so beflissener, das schwere Thema den Hörern verständlich zu machen. Was social gospel anlangt, so sei gesagt, da wir noch nicht von allen unsern Lesern voraussetzen können, daß sie Englisch können: Social gospel heißt auf Deutsch „soziales Evangelium“. Gospell, angelsächsisch godspell: god = gut, spell = Botschaft, also die genaue Übersetzung von euangelion. Schon im Angelsächsischen ist dann gödspell als gödspell aufgefaßt worden: d. i. Botschaft Gottes.

R

Versammlungskalender

September	12.—14.	Verein zur Förderung der Sittlichkeit Chemnitz
	13.—15.	Deutscher Evangelischer Pfarrertag Breslau
	15.—22.	Evangelisch-altlutherische Generalsynode Breslau
	19.—24.	Theologische Woche in Bethel
	20. 21.	Luthergesellschaft Hannover
	20.—23.	Religionspädagogischer Lehrgang Wusterhausen an der Dosse
	26.—28.	Ostasienmission (AGPMV) Speier
	26. 27.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a O.
	26.—29.	Deutscher Verein gegen den Alkoholismus Barmen
	29. 30.	Süddeutscher Protestantentag Speier
Oktober	2.—5.	Entschiedene Schulreformer Berlin-Schöneberg
	2.—9.	Neulandtag Eisenach
	3.	Bachfest Berlin
	4.—6.	Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
	4.—9.	Evangelisch-Soziale Schule Lehrgang für Lehrer Spandau
	5.	Gesellschaft für Kirchengeschichte Breslau
	5.—6.	Deutscher Protestantenverein Preußentagung Potsdam
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Köln
	5.—8.	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
	6. 7.	Deutscher Protestantentag Potsdam
	7.—9.	Pädagogischer Kongreß Weimar
	7.—11.	Bund Haus und Schule Frankfurt a. O.
	9. 10.	Internationaler Arbeitskreis f. Erneuerung der Erziehung München
	11.—15.	Kursus für Pfarrer und Religionslehrer Halle
	17.—23.	Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
	18.	Freunde der Christlichen Welt Basel
	21. 22.	Gedächtnis der Homberger Synode Homberg a. E.
	28.—31.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
November	9.—12.	Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche Berlin
1927 Juli	31.— August 21.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Aus der Pfarramtsarbeit des Auslandes.

Es ist zweifellos von Wert für die Arbeit unseres heimatlichen Pfarramtes, wenn es von Zeit zu Zeit seinen Blick über die engen Grenzen der Heimat hinweg auf die Erfahrungen anderer Kirchengebiete richten kann. Hierin liegt ja bereits ein Stück des besonderen Dienstes, den der Gedankenaustausch innerhalb der „Pastoralblätter“ *) (Verlag Ungelenk-Dresden), aus den verschiedenen Teilen Deutschlands bringt. In der gleichen Richtung sollen aber auch die mannigfachen Beziehungen fruchtbar gemacht werden, die in den letzten Jahren zu den verschiedenen Teilen des Weltprotestantismus gewonnen worden sind. Eine Reihe von Männern der Praktischen Pfarramtsarbeit aus den skandinavischen Ländern, England, Nordamerika usw. wurden zur Mitarbeit in der Weise gewonnen, daß sie in der Form zwangloser Briefe Anregendes und Wertvolles aus der Pfarramtspraxis ihrer Kirchen erzählen. Ergänzt soll das dann gelegentlich aus den Berichten der kirchlichen Auslandspresse werden, die uns zur Verfügung stehen. Kann es sich auch bei dem Austausch praktischer Erfahrungen dieser Art in keiner Weise um willkürliche Übertragung fremder Methoden auf den Boden unserer heimatlichen Arbeit handeln, so bleibt er doch zweifellos fruchtbar und anregend.

*) Herausgeber Lic. E. Stange.

1. Pfarrstelle zu Gelnhausen

durch Pensionierung ihres Inhabers vom 1. Oktober an erledigt, durch Wahl des Kirchenvorstandes neu zu besetzen.

Bewerbungsgesuche bis 15. September cr. beim Landeskirchenamt in Cassel einzureichen.

Die

4. Pfarrer- (II. Diakonat-) Stelle

in der **Kirchgemeinde Zittau**, verbunden mit der Frühpredigerstelle an der hiesigen Petri-Paulikirche, ist alsbald anderweit zu besetzen.

Bewerber wollen ihre Gesuche nebst Zeugnissen bis zum 20. d. Mon. an den unterzeichneten Stadtrat als Kollaturbehörde einreichen. Rückporto ist der Bewerbung beizugeben.

Zittau, den 1. September 1926. **Der Stadtrat.**

Im Heim der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda in Thüringen

finden junge Mädchen liebevolle Aufnahme zur gründlichen Erlernung des Haushalts, der Küche, Backen, Wäschebehandlung, Schneidern, Weißnähen. Staatlich geprüfte hauswirtschaftliche Lehrkräfte. Gelegenheit zu Wintersport, rhythmische Gymnastik, Musikpflege, Literatur, Englisch. Herzliches Zusammenleben. 120 Mark monatlich. Alles Nähere durch Prospekt.

Frau **Blume**, staatl. geprüfte wissenschaftl. Lehrerin.
Fernsprecher 270

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 23. September